Als. 214 h-4

0

<36601381030015

<36601381030015

Bayer. Staatsbibliothek

Fg|90|40620

J. A. H. f. 1793.

Johannes Friese
Jugend-Lehrer in Strasburg
geboren in Kaufbeuren, A. 1741. d. 4. Sep.

Wie die Benuzung der Jugend-jahre,
so die Freuden des Alters.
Wie die Aussaat disseits, so die Erndte
jenseits des Grabes.

Johannes Friese
Jugend Lehrer in Strasburg
geboren in Kaufbeuren, A. 1741 d. 4 Sep.

Wie die Benuzung der Jugend jahre
so die Freuden des Alters.
Wie die Aussaat disseits, so die Erndte
jenseits des Grabes.

DIANAE
C.LIGVRIVS
V.ICTOR
V.S.L.M

Neue
Vaterländische Geschichte
der Stadt Straßburg
und des ehemaligen Elsaßes.

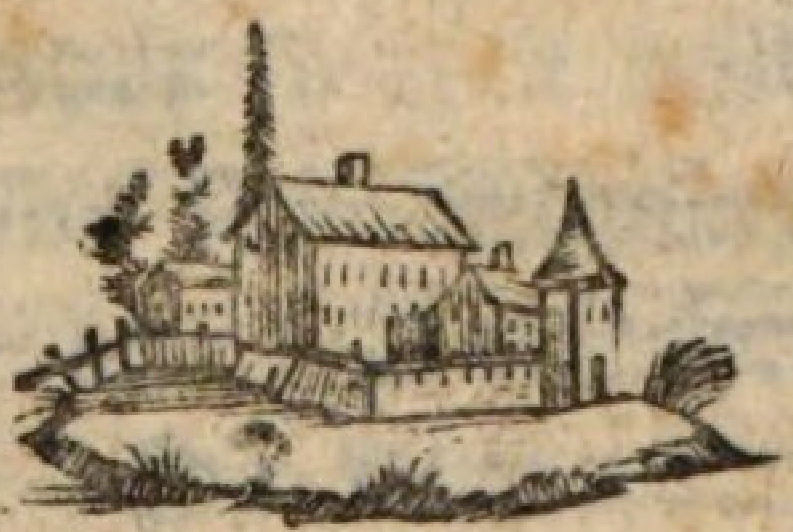
Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791.

von

Johannes Friese,

Jugendlehrer.

Im zweiten Jahr der Republik.



Vierter Band.

Straßburg,

gedrukt und in Commission zu haben, bei Lorenz und Schuler, wie auch in allen Buchhandlungen.

1793.

B S B
MÜNCHEN

Der Verfasser an seine Mitbürger.

Je mehr die Geschichte unserer Vaterstadt sich unsern Zeiten nähert, je schwerer ist sie zu bearbeiten; je mehr Vorsicht und Klugheit in Untersuchung der Begebenheiten, muß angewendet werden, um die Wahrheit zu finden, und derselben getreu zu bleiben, ohne sich irgend einer Gefahr auszusezen.

Dieses ist die Ursache, warum die erste Hälfte des lezten Bandes so spät erscheint, und weswegen ich auch keine Zeit bestimmen kann, wenn die andere Hälfte dieses Bändchens zum Vorschein kommen werde. Da keine andere Quellen vorhanden sind, aus denen man schöpfen könnte, als die Stadt-Akten, so ist die Arbeit außerordentlich mühsam und langweilig; diese wenigen Blätter enthalten das Resultat von mehr als hundert Protokollen und andern Schriften, von dem Archiv der Stadt Straßburg, die ich alle durchlaufen mußte.

Aber dafür bin ich nun auch gegen alle Aufbürdungen gesichert, und kann jede Thatsache, die ich erzählet habe, aktenmäßig beweisen. Das Interesse, das meine Leser an diesem Theil der Ge-

schichte nehmen werden, wird meine angewandte Mühe überflüßig belohnen.

Wenn aber noch lebende Personen, oder die Verwandten solcher Männer, die in dieser Geschichte eben in keinem vortheilhaften Lichte erscheinen, sich beleidiget finden sollten, daß ihre sträflichen Handlungen öffentlich bekannt gemacht werden, so bitte ich sie zu bedenken: daß der Geschichtschreiber hiebei ganz unschuldig sei. Ihre Thaten sind schon in den Protokollen verewiget, und ihm ists heilige Pflicht, daß er Wahrheit schreibe; und zwar gerade so, wie er sie findet; er darf nichts dazu, nichts davon thun, nichts mindern oder mehren. Er ist nur das Organ der Geschichte. Hätten jene Personen, oder ihre Anverwandten, schöne, löbliche Handlungen verrichtet, so würde die Geschichte sie preisen, und der Geschichtschreiber würde mit Freuden noch ein Ehren-Denkmal hinzu sezen, und andere zur Nachahmung aufmuntern; handelten sie aber schlecht, so mögen sie zum warnenden Exempel, in den Annalen der Menschheit stehen, und so noch bei der Nachwelt einigermaßen gut machen, was sie bei ihrem Leben verdarben. Der Geschichtschreiber darf also durch eine sträfliche Verschweigung ihrer Namen seine heilige Pflicht nicht verletzen!

Straßburg, den 7ten August 1793.

Johannes Friese, Jugendlehrer.

Wohnhaft auf der Geistgasse, am Graben, No. 18.

Inhalt

der Vaterländischen Geschichte von 1701, bis zu der großen französischen Revolution, 1789.

Seite.

Spanischer Successions-Krieg, 1701. . . . 1
Landau von den Oestreichern, und (1702).
Kehl von den Franzosen eingenommen, 1703. . 3
Landau zum zweitenmal erobert. . . . 4
zum drittenmal, 1704. . . . 5
Frankreich sucht Frieden, 1709. 6
will Straßburg und Elsaß abtreten . . . —
Das Kriegs-Glük ist wandelbar, 1711. . . 8
Ueber die Torys und Wighs in England . 9
Wichtige Bemerkung . . . . . . —
Landau zum viertenmal eingenommen, 1713. . 11
Rastädtischer und Badischer Friedens-Schluß 1714. 12
Ludwig der vierzehnte stirbt, 1715. . . . —

Inhalt.

	Seite.
Joh. Baptista Klinglin, Prätor in Straßb. 1706.	13
Königliche Gebäude und Abgaben . . .	—
Der große Spital-Brand, 1716.	15
Desselben Veranlassung	17
Der dadurch verursachte Schaden. . . .	18
Joh. Martin Schlizwek, Schaffner . . .	—
Grundlegung des neuen Spitals, 1718. . .	20
Angebliche Wahrzeichen	21
Königl. Abgaben und Gebäude	22
Kehl zum zweitenmal erobert, 1733 . . .	24
Oestreichischer Successions-Krieg, 1740. . .	25
Der berüchtigte Panduren-Lärmen, 1744. . .	27
Die Oestr. Armee geht über den Rhein . .	29
Landleute flüchten nach Straßburg . . .	31
Rheinzabern verbrannt	32
Lauterburg erobert	—
Die Magazine weggenommen	33
Fort-Louis eingeschlossen	34
Tapferkeit der Elsaßischen Bauern . . .	35
Zabern geplündert	38
Brandschazungen	39
Straßburg kommt in Gefahr	40
Französ. Hülfsvölker kommen an . . .	41
Rükzug der Oestreicher	42
Ludwig XV kommt nach Straßburg, 1744 . .	43
Anstalten zu seinem Empfang	45
Der gebratene Ochse	52
Das prächtige Feuerwerk	53

Inhalt.

	Seite.
Nachwehen	59
Summa Königlicher Abgaben	60
Geschichte Franz Josephs Klinglin, Prätor.	65
Veranlassung seines Falls	69
Königl. Kommission	70
Friderici XV Sekret. wird abgesezt	71
Klinglin, Prätor, in der Citadelle	73
Regemorte, Probst, vom Jungen St. Peter Prätor	74
Akten-Stücke.	
Ueber den Tausch von Illkirch und Höhnheim	75
Ueber den Bau des Hotels	81
Zeugen-Verhör der Handwerksleute	84
Zeugen-Verhör über verkaufte Stadtgüter	89
Ueber den Verkauf des Schutterwaldes	92
Verkauf der Stadt-Mühlen	93
Schaden der großen Pacht	99
Unschlitt-Pacht	104
Verpachtung des Brennholzes	—
Weinpacht	106
Frucht-Einkäufe	109
Verbal-Proceß eines Forstmeisters	110
Einkünfte des Prätors Klinglin an Geld	111
Etat des ihm gelieferten Holzes	111
Verbal-Proceß der Forstkammer	115
Fernere Klagpunkten	117
Fortsezung des Kriminal-Processes	121
Klinglins Tod im Gefängnis	122

Inhalt.

	Seite.
Rührender Auftritt	125
Klinglin, Sohn und Daudet nach Grenoble abgeführt	—
Vertheidigungs-Schrift der Fam. Klinglin .	126
Vertheidigung des Magistrats	—
Forderungen desselben an die Familie Klinglin .	127
Zustand der Stadt-Kasse	130
Ende des Klinglinschen Processes . . .	131
Paulus Bek, dessen Geschichte . . .	132-144

Inhalt.

Seite.

Straßburgs Gesch. nach dem Tode Klinglins 1753. 145
Besoldung des Amtmanns von Barr. 146
Finanz-Operationen. 148
Für 750,000 Liv. Gemeingüter verkauft. 150
Don-gratuit von 600,000 Liv. 1758. 151
Einführung des Lederstempels, 1760. 153
Große Theurung, 1771. 156
Stiftung einer wohlthätigen Anstalt, 1780. 157
——— einer Sonntagsschule. 163
Armenverpflegung im Winter, 1789. 164
Oekonomische Suppe. 166
Schilderung des strengsten Winters. 169
Meteorologische Bemerkungen 170
Unglüksfälle im Steinthal. 172
Rettung verunglükter Personen. 173
Schulanstalten im Steinthal. 177
Der Eisgang, 1789. 179
Geschichte der Amerikanischen Revolution, als Einleitung in die französische Staatsumwälzung. 181
Zustand des französischen Reichs vor der Revolution. 191
Zustand der Stadt Straßburg vor der Revolution. 195
Proceß wegen den Metzgerwaagen 1787. 197
Das erste Wahlgeschäfte 1789. 208
Straßburgs Beschwerdenheft. 210
Wahl der Deputierten. 212

Geschichte der Reichsversammlung. —

Eröffnung des Reichstags. 213
Trennung der Stände. 214
Der Eid im Ballhauße. 217
Ursprung des Namens Sanskulotte. 218
Königliche Sitzung. 220
Standhaftigkeit der Deputierten. 226

Inhalt.

Seite

Vereinigung der drei Stände. 228
Gefahr der Hauptstadt. 230
Aufstand der Pariser. 232
Eroberung der Bastille. 235
Der König kommt nach Paris. 238
Schrökliche Volksrache. 240
Die wichtige Nacht vom vierten August. 242
Grundlage der neuen Constitution. 244

Revolutionsgeschichte der Stadt Straßburg.

Zerstörung und Plünderung des Rathhaußes 1789. 252
Klinglin verlangt die Proceß-Akten. 260
Hinrichtung eines Zimmergesellen. 262
Schaden der Stadtkasse. 263
Der ganze Magistrat dankt ab. 265
Ein Neuer wird erwählt. 266
Frankreichs neue Eintheilung. 268
Unserer Reichsstädtische Verfassung erreicht den 18 März 1790 ihr Ende.

Nachschrift.

Erinnerung an die Buchbinder.

Straßburgs Geschichte von dem Jahr 1700 bis zu der großen französischen Revolution 1789.

1701 bis 1703.

Die wohlthätigen Folgen des **Riswikischen Friedens**, der dem neunjährigen Blutvergießen ein Ende machte, und Straßburg auf ewig mit Frankreich verbinden sollte, waren noch nicht recht gefühlt, als schon wieder neue, noch schröcklichere Gewitterwolken dem geängsteten Europa den nahen Ausbruch eines verheerenden **Krieges** ankündigten.

Der am Leib und am Gemüth schwache König von Spanien, **Carl II.** der letzte von der spanisch-östreichischen Linie, starb im Jahr 1700 den 1. Nov. ohne Leibeserben. Er setzte zwar in seinem Testament einen Prinzen des Dauphins von Frankreich, **Philipp**, Herzog

von Anjou, zum Erben und Thronfolger aller, zu der spanischen Monarchie gehörigen Länder ein; allein das teutsche-östreichische Haus wollte seine Ansprüche auf diese Krone nicht so leicht aufgeben. Holland und England sahen diesen fürchterlichen Zuwachs der französischen Macht auch mit Misvergnügen und banger Erwartung an, konnten aber nichts dagegen vornehmen, weil Frankreich die Spanischen Niederlande plözlich mit französischen Völkern besetzen ließ, und in England, durch große Geldsummen, Mittel gefunden hatte, den König von Großbritanien, Wilhelm III, mit seinem Parlament zu entzweien. Auch brachte Frankreich und Spanien den Herzog von Savoien, den Kurfürsten von Baiern, den von Kölln, der auch Bischof von Lüttich war, auf ihre Seite. Aber Kaiser Leopold, ob er gleich im Anfang von allen Bundsgenossen entblößt war, verließ sich auf seine gerechte Sache und griff muthig zu den Waffen. Prinz Eugen von Savoien und Graf Johann von Marlborough führten die kaiserlichen und alliirten Armeen an, und erwarben sich einen großen Ruhm. Im September 1701 traten Holland und England auf des Kaisers Seite, und im folgenden Jahr auch die

Reichsstände; hiemit wurde der Krieg allgemein, und wüthete 13 volle Jahre fast in ganz Europa; auch das Elsaß wurde hart mitgenommen; aber Straßburg war bei allen diesen blutigen Auftritten beinahe eine bloße Zuschauerin.

Landau mußte drei Monat lang eine schwere Belagerung aushalten, und sich endlich den 10 Sept. 1702 an den römischen König, Joseph I. ergeben. Dagegen eroberte der französisch gesinnte Kurfürst von Baiern die Vestung Ulm mit List, und nahm auch Memmingen und andere Städte in Besitz. Im folgenden Jahr 1703 den 9. März eroberte Marschall Villars die Reichsvestung Kehl. Die kaiserliche Besatzung vertheidigte sich zwar sehr hartnäckigt, mußte sich aber doch noch ergeben, ehe die holländischen Hülfsvölker ankamen. Da sahen nun Straßburgs Bürger, von der Höhe des Münsterthurns eine Belagerung ganz in der Nähe, aber den Donner der Kanonen hörte man zu Kostanz am Bodensee, in Ulm und andern Orten. Wegen dieser Eroberung wurden in Straßburg Freudenfeste gefeiert; die Stadt erleuchtet, der Münsterthurn mit 500 Wachsfakeln illuminirt, und von 12 geharnischten Jünglingen und 12 Ama-

zoninnen, dem Marschall **Villars** zu Ehren, ein kriegerischer Ball gehalten.

Dagegen streiften die kaiserlichen Völker von Landau aus in dem ganzen Lande herum, nahmen die Lebensmittel weg, und forderten allenthalben Brandschazung. Das Amt **Barr** mußte auf der Stelle 4,821 Gulden erlegen. Als aber der Marschall **Tallard** bei **Speierbach** einen vollkommenen Sieg über die Hessen erhielt, wurde auch **Landau** den 16. Nov. von den Franzosen wieder eingenommen; wiewohl diese gute Stadt durch die zweimalige Einnahme vieles gelitten hatte, und der Nahrungsstand der Bürger fast ganz zu Grunde gerichtet ward.

Von 1704 bis 1710.

Die folgenden sechs Jahre waren für Frankreich und Spanien höchst unglücklich, und der Ehrgeiz des **alten Ludwigs**, der bisher dem ganzen Europa Gesetze vorzuschreiben gewohnt war, wurde empfindlich gekränkt, indem er sich jeżt genöthiget sahe, den Frieden, unter den härtesten und schmählichsten Bedingungen selbst bei seinen Feinden zu suchen.

Die Niederlage der **Baiern** am Schellenberge (1704 den 2. Juli) und der fast unglaubliche Sieg, den **Marlborough** und Eugen

den 13. Aug. bei Hochstädt oder Blindheim über die vereinigten französisch-baierischen Heere erfochten hatten, verschafte den kaiserlichen Waffen die grösten Vortheile. Der Kurfürst von Baiern wurde in die Reichsacht erklärt; seine Lande von dem Kaiser in Besitz genommen, die Franzosen aus ganz Oberteutschland verjagt, und **Landau abermal von den Kaiserl. erobert.** Der Kaiser und seine Alliirten verfolgten diese Siege in den Niederlanden, und trieben die Franzosen nach und nach aus allen vesten Plätzen, suchten endlich auch in Frankreich einzudringen, welches ihnen aber doch nicht gelang. In Italien spielten die Kaiserlichen ebenfalls den Meister; und der Erzherzog **Carl**, für den die spanische Krone eigentlich bestimmt war, drang endlich selbst mit einer siegenden Armee in Spanien ein, und unterwarf sich verschiedene Provinzen.

Kein Mensch zweifelte nun mehr daran, daß die spanische Erbschaft nicht dem Hause Oestreich zufallen sollte. Selbst der alte Ludwig wollte seinem widrigen Schicksal nicht länger trotzen; der schröckliche Zustand seines Reichs bewog ihn zu thun, was er noch nie gethan hatte; er schickte nemlich im Mai 1709 seinen eigenen Staats-

Sekretär, den Marquis von **Torcy**, nach Holland, um den Frieden, unter welchen Bedingungen es auch sei, so bald als möglich zu Stande zu bringen. Er erbot sich so gar, **die Stadt Straßburg**, die **zehn Reichsstädte** und **das Bisthum** wieder **an das teutsche Reich abzutreten**, und von dem Elsaß nichts zu behalten, als was der westphälische Friede der Krone Frankreich zugesichert habe. Die Minister aller im Krieg befangenen Mächte arbeiteten nun gemeinschaftlich an dem Präliminarfrieden; vierzig Artikel wurden entworffen und von Frankreich genehmigt, unter welchen der fürnehmste dieser war: daß die ganze **spanische Monarchie** dem Erzherzog **Carl** von **Oestreich** zufallen, und Frankreich sich aller fernern Ansprüche begeben sollte. Daß Ludwig XIV. diesen schmählichen Artikel ohne fernere Einschränkung annahm, ist gewiß der stärkste Beweiß von dem traurigen Zustande seines tiefgesunkenen Reichs.

Dieser großen Aufopferung von Seiten Frankreichs ungeachtet, trieben die alliirten Mächte ihre Anforderungen aufs höchste, indem sie in einem Nebenartikel verlangten: der bisherige König von Spanien, **Philipp** von **Anjou**, Ludwigs Enkel, sollte mit seiner ganzen Familie in zwei

Monaten Spanien räumen, widrigenfalls sollte Frankreich selbst, in Verbindung mit den Alliirten, ihn aus dem Königreich vertreiben. An diesem Punkt scheiterte nun das ganze Friedensgeschäfte, und der Krieg wurde mit neuem Eifer, und mit dem nämlichen Glück, von Seiten des Kaisers, fortgesetzt. Ludwig, dem der Friede je länger je unentbehrlicher wurde, suchte jenem schmählichen Artikel auszuweichen, und that mancherlei Vorschläge, von denen aber keiner angenommen wurde. Nach einigen Monaten bewarb er sich bei den vereinigten Niederlanden nochmals um den, ihm so nöthigen Frieden. Die bevollmächtigten Minister traten im März 1710 abermals zusammen; aber stolz auf ihre Vortheile, spannten die siegenden Mächte die Saiten noch höher als jemals, ohne zu bedenken, **wie wandelbar und täuschend das Kriegsglück seie; und daß der, der zu viel fordere, am Ende gemeiniglich gar nichts bekomme.**

Die Alliirten begehrten jezt geradezu: Ludwig söllte allein, ohne ihre Hülfe, und ohne eine Schadloshaltung zu erwarten, seinen Enkel, Philipp von Anjou, in zwei Monaten zur völligen Räumung von Spanien zwingen. Kein Wunder also, daß auch diese Unterhandlungen ganz fruchtlos abliesen.

Fortsetzung und Schluß dieses Kriegs, von 1711 bis 1714.

Das Glück der alliirten Waffen dauerte noch einige Monate fort; der Erzherzog **Carl** drang in das Herz von Spanien ein, und nahm selbst **Madrit** in Besiz; nur noch eine glückliche Schlacht, und Spanien ist mit dem Schwerdt gewonnen. Aber eben hier änderte sich die ganze Lage der Sachen, und nahm eine höchst unerwartete, und für das gedemüthigte Frankreich ungemein vortheilhafte Wendung. Der Einbruch der Alliirten in **Valentia** mislang; ihre, aus Portugal erwartete Hülfe blieb außen; dagegen kam der Herzog von **Noailles** mit frischen Hülfsvölkern aus Frankreich an; **Carl** mußte Madrit und alle andere Eroberungen verlassen; eine Colonne seiner Armee wurde bei **Brihuega** gefangen, und die andere, unter dem General **Stahrenberg**, bei **Villaviciosa** geschlagen.

Inzwischen zog sich an dem Großbritannischen Hofe ein noch weit größeres Ungewitter über das Haus Oestreich zusammen, dessen bald darauf erfolgter Ausbruch dem vieljährigen Glück der Alliirten nicht nur ein Ende machte, sondern auch der spanischen Thronfolge einen nie vermutheten Ausgang gab.

Bekannter maßen sind in England, seit der großen englischen Revolution 1689, zwei große Partheien, oder vielmehr Faktionen, nemlich **Torys**, oder die **Hofparthei**, und **Whigs**, die **Opositions-Parthei**; von denen die erste dem Könige Weihrauch streuet, die andere aber dem Volke schmeichelt. Von diesen Partheien hat bald die Eine bald die Andere die Oberhand, und bekleidet die einträglichsten Aemter im Staate. Alle Reichsgeschäfte werden nach dem Willen und nach den Grundsätzen der herrschenden Parthei geführet; bekommt aber die unterdrückte Parthei das Staatsruder wieder in die Hände, so nehmen alle Sachen plözlich eine andere Wendung. *)

*) Diese, in einem freien Lande, wo jeder Bürger ganz frei seine Meinung sagen und schreiben darf, unvermeidlichen Spaltungen könnten zur Entdeckung der Wahrheit sehr nützlich seyn, wenn beide Partheien, wie sie vorgeben, das wahre Wohl des Staats vor Augen hätten; allein dieses ist nur bei einigen wenigen Mitgliedern beider Partheien der Fall; sonst haben die Mehresten bloß ihr eigenes Interesse vor Augen; dieses ist auch allein der Grund ihrer gegenseitigen Erbitterung. Diejenigen Bürger eines freien Staats handeln daher sicher am klügsten, die sich von keinem Parthei-

Die bisher unterdrückte Parthei der **Torys** fand Gelegenheit, **Marlboroughs** Familie und Freunde, als die Häupter der **Whigs** oder Volksparthei zu stürzen, und die vornehmsten Aemter des Staats an sich zu bringen. Dieses neue Ministerium faßte nun, um seiner eigenen Sicherheit willen, den Entschluß, mit Frankreich einen besondern Frieden zu schließen. **Daß Philipp von Anjou König von Spanien bleiben solle**, war der erste Grundartikel der geheimen Unterhandlungen, die im Jänner 1711 angefangen wurden. Das, zu gleicher Zeit **Torysch** gestimmte neue Parlament erhob nun schwere Klagen gegen die **Whigischen** Minister und gegen die alliirten Mächte. Indem dieses in England vorgieng, starb auch Kaiser **Joseph I.** ohne männliche Erben. Da es nun für die Ruhe Europens sehr gefährlich schien, wenn die ganze spanische Monarchie mit allen östreichischen Staaten und dem teutschen Kaiserthum unter einem Haupt

---

geist hinreissen lassen; zwischen beiden Partheien, von denen immer Eine die Andere bewacht, fein in der Mitten bleiben, und bei **Volkswahlen** die besten Männer von beiden Theilen, neben solchen, die von keiner **Parthei** sind, **zu Volksbeamten erwählen.**

vereiniget werden sollte, so ward dem großbrittannischen Hofe die Ausführung seiner Anschläge gar sehr erleichtert, und die Friedens-Präliminarien wurden den 8. October in London wirklich unterzeichnet. Darauf wurde im folgenden Jahr ein Friedens-Congreß zu **Utrecht** eröffnet, deme auch die **vereinigten Niederlande** beizutretten genöthiget wurden. Die Kriegsunternehmungen giengen indessen immer fort, wiewohl mit schlechtem Glück von Seiten des Kaisers, weil England sich nun ganz abgesondert, und einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte, deme im Jahr 1713 der Friede zwischen England, Holland, Frankreich und Spanien nachfolgte.

Der Kaiser und das Reich allein wollten sich nicht zur Ruhe legen, und setzten den Krieg noch eine Weile fort, dessen verheerende Wuth unsere Gegenden abermals empfindlich drückte. Der Marschall **Villars** kam mit einer mächtigen Armee an den Rhein; belagerte und eroberte die Vestung **Landau**, und bald hernach auch **Freiburg** im Breisgau; diese wichtigen Eroberungen, welche den Franzosen den Weg nach Teutschland öffneten, bewogen endlich auch den Kaiser **Carl VI.** die Friedens-Unterhandlungen mit Frankreich und Spanien zu eröffnen, welche denn

auch wirklich den 6. März 1714 in **Rastadt** angefangen, und den 7. Sept. zu **Baden** in der Schweiz beschlossen und unterzeichnet wurden.

Der alte **Ludwig** hatte also an dem Abend seines langen kriegerischen Lebens noch die unerwartete Freude, seinen Enkel, **Philipp von Anjou** auf dem spanischen Thron bestätiget zu sehen. Daß Frankreich darüber beinahe ganz zu Grunde gieng, daß Ströme von Menschenblut vergossen, und unbeschreiblich viel Elend angerichtet worden war, kam bei ihm, noch weniger als bei jedem andern Eroberer, in Betrachtung. Im folgenden Jahr 1715 den 1. Sept. mußte endlich auch er den Zoll der Natur bezahlen, nachdem er 70 Jahre lang über Frankreich geherrschet hatte, und der Schrecken und die Geisel aller Völker Europens gewesen war. In seinem hohen Alter, und während dem letzten Kriege, begegnete ihm das große Herzenleid, daß seine ganze Familie, Söhne und Enkel nacheinander dahin starben, so, daß ihm zuletzt niemand, als sein Enkel, **Philipp**, König in Spanien, der vermöge des Utrechtischen Friedens ohnehin nicht beide Kronen zugleich tragen durfte, und sein Urenkel **Ludwig**, damals noch ein Kind, übrig blieb; welcher letztere nach seinem Tode, unter dem

Namen Ludwig der XV. König wurde, dessen Regierung 59 Jahr dauerte.

Da ich den Faden der Hauptgeschichte nicht gerne abbrechen wollte, so muß ich hier noch einige Merkwürdigkeiten, die zu der Geschichte der Stadt Straßburg gehören, nachholen.

Im Jahr 1701 starb **Ulrich Obrecht**, erster königlicher **Prätor.** An dessen Stelle kam sein Sohn, **Joh. Heinrich Obrecht**, welcher aber dieses wichtige Amt nur fünf Jahre verwaltete, hernach um besonderer Religions-Meinungen willen abgesetzt wurde, worauf er nach Paris zog, und daselbst als ein Privatmann lebte. Ihm folgte 1706 in dieser Würde **Joh. Baptist von Klingling.**

Königliche Gebäude und Abgaben.

Um die Stadt von der Vollziehung der neuen **Finanz-Edikte** zu befreien, gab Straßburg dem Könige im Jahr 1704 ein **Don-Gratuit** von 200,000 Liv. Dieses sogenannte **freiwillige Geschenk** vermehrte die Straßburgische Staatsschuld um 133mal tausend, 133 Liv. Dieses macht zwei Drittheile der ganzen Summe aus; ein Drittel, 66 tausend, 667 Liv. wurde auf die Bürger vertheilt. Im Jahr 1707 gab sie neuerdings 300,000 Liv. weil der König ge-

ruhete, sein Versprechen zu erfüllen, und sie bei ihren Rechten und Privilegien zu erhalten. An dieser großen Summe zahlten die Bürger nichts; die Schulden der Gemeine hingegen wurden dadurch um eben so viel vermehrt. In den Jahren 1709 und 1710 lieferte die Gemeine Straßburg 22 tausend 390 Säcke mit Getraide in die königl. Magazine. Den Werth dieses Getraides schäzte der Hof selbst auf 410 mal tausend, 973 Liv. Im folgenden Jahr 1711, that der Magistrat Verzicht auf die Rückzahlung dieser ungeheuren Summe, um sich auf immer von der Erhebung des zehnten Pfennings los zu kaufen; allein im Jahr 1734 mußte sie sich mit 300,000 Liv. zum zweitenmal, und 1742 zum drittenmal mit 350,000 Liv. von dieser verhaßten Auflage los kaufen. Diese dreimalige Loskaufung vom zehnten Pfenning kostete also die Stadt Straßburg eine Million, 60 tausend 973 Liv. daran bezahlte die Bürgerschaft 100mal tausend Liv. und die Schuldenlast der Gemeine wurde beinahe um eine ganze Million vermehrt. Urtheilet selbst, Mitbürger! woher die Schuldenlast der Kommune Straßburgs komme!

Die erstern Jahre dieses Jahrhunderts waren sehr fruchtbar an Wein und Getraide; der Ohmen Wein galt sieben, acht bis zehn Schillinge; aber in dem kalten Winter 1709 erfroren alle Reben, alle Nußbäume, die Hälfte aller Obstbäume, die Wintersaat und die mehresten Gartengewächse im ganzen Lande. Dieses verursachte eine schröckliche Theurung; das Fürtel Waizen galt 15 Gulden, und ein Ohmen Wein 4 bis 5 fl. Diese Theurung hielt einige Jahre lang an, und ward um so viel drückender für den Bürger und den Landmann, da fast alle Lebensmittel in die Magazine der am Rhein stehenden Armeen mußten geliefert werden.

Der große Spitalbrand 1716.

(Theils aus einem schriftlichen Aufsatz, welcher sich unter den Silbermännischen Manuscripten, auf der Bibliothek befindet, theils aus dem Protokoll des Spitals gezogen.)

Der fürchterliche Brand, welcher das weitläufige Gebäude des bürgerlichen Spitals in drei Stunden in die Asche legte, brach Freitags den 6. Novemb. morgens um 5 Uhr in verzehrende Flammen aus.

Die Veranlassung zu diesem großen Unglück wurde damals sehr geheim gehalten. In dem

Protokoll des Spitals, welches freilich unter den Augen des damaligen Schaffners, auf den die gröste Schuld zu fallen scheint, geschrieben worden ist, findet sich nichts von den Nebenumständen, die in dem Silbermännischen Manuskript erzählt werden, welche ich meinen Lesern hier mittheile.

Nach Aussage einer Weibsperson, welche in der Kindbetterstube eben ihre Wochen hielt, und ein Augenzeuge der ersten Veranlassung gewesen zu seyn scheint, soll es sich also zugetragen haben: Mittwochs den 4. Novemb. hatte der Spital die große Wäsche gehabt. Abends, an diesem Tage, gieng eine Wäscherin mit dem Lichte in die Spänenkammer. Als sie mit Auflesen derselben beschäftiget war, kam ein Knecht des Hauses hinein, der nach Art roher leichtsinniger Leute, seinen Muthwillen mit ihr trieb; während diesem frevelhaften Beginnen fiel das Licht um, und die Spänen fiengen an zu brennen, ohne daß der Knecht und die Wäscherin viel darauf geachtet hätten. Zwo Weibspersonen, welche durch eine Spalte zusahen, erblickten die Gefahr. „Sieh doch, es brennt!„ rief die Eine. „Laß „es brennen; was gehets uns an!„ sagte die Andere. Endlich weckte das überhandnehmende

Feuer

Feuer den Knecht und die Wäscherin aus ihrem Taumel auf; sie fiengen an zu löschen, so gut sie konnten, und giengen dann fort. Es brach aber gleichwohl diese Nacht wieder in lichte Flammen aus, welche zwar bald gedämpft wurden, so daß jedermann ruhig schlief: allein das Feuer glühte im Verborgenen fort, griff das Gebälke an, und der dritte Ausbruch, am Donnerstage Abends, war nur desto gefährlicher.

Der Spital hatte an diesem Tage 16 Fuder, oder 384 Ohmen Wein von Dannbach bekommen; die Hälfte dieses Weins lag schon im Keller, als das Feuer anfieng auszubrechen, aber alle die mit dem Wein umgiengen, waren betrunken. Der Schaffner, **Joh. Martin Schlizwek**, ein Lothringer, befahl, daß man das Thor schließen, und niemand hinein lassen sollte, weil er hoffte, daß das Feuer noch einmal im Stillen gelöscht werden könnte. Allein die Spital-Feuerspritze war gänzlich unbrauchbar; eilend ließ er bei dem Kiefer die Weinpumpe holen; man erschöpfte alle Brunnen im Innern des Spitals; auch wurden noch zwanzig Ohmen Bier verspritzt, es half aber alles nicht; die starke Glut griff immer weiter um sich. Nachts um 10 Uhr hörte die Schildwache auf dem Wall

das Praßeln der Flamme; sahe den dicken Rauch; schrie aus vollem Halse; der Tambour rührte die Trommel; viele Leute versammelten sich vor der Pforte, und boten ihre Hülfe an; gleichwohl ließ der elende Mann, der Schaffner, das Thor nicht öffnen. Um drei Uhr Morgens, begehrten die benachbarten Bürger mit Ungestümm, eingelassen zu werden; — „nein, es hat keine Gefahr!„ erhielten sie zur Antwort. Endlich um 5 Uhr brachen die Flammen an allen Orten mit solcher Wuth aus, daß gar keine Rettung mehr möglich war, und um acht Uhr morgens lag das sehr große Gebäude völlig in der Asche. Mit vieler Mühe wurden die, dem Hauptgebäude gegen über stehenden Häuser, die Schaffenei, Schreiberei, Bekerei, die Ställe und der stark gewölbte Keller noch erhalten, wiewohl es in dem leztern auch schon anfieng zu brennen, welches aber mit Bier noch gelöscht wurde.

Das Protokoll des Spitals sagt, daß bei diesem Brande eilf tausend Fürtel Früchte, eine große Menge Hanf und Garn, 150 Ballen Tuch, einige hundert Bette und Bettgestelle mit allem Getüch, samt allem Hausgeräthe und die wohl eingerichtete Apotheke, im Rauch aufgegangen, und vier Personen verbranndt seyen. Diese Unglückliche waren:

1. Der Sohn des damaligen Städtmeisters von Wikersheim, der wegen Unrichtigkeit des Verstandes, in einem Zimmer über der Siechenstube, an der Kette lag. 2. Neben ihm hatte eine Oberpfründerin das nemliche Unglück; die Aufwärter von diesen beiden Personen hatten sich durch Leitern und Seile hinter der Mauer hinab gerettet, und ihre Kranken hülflos gelassen. 3. Der Spital-Metzger, ein beherzter Mann, der den Unterschreiber retten wollte, welcher aber schon eine Weile vorher zum Fenster hinaus gesprungen war, wurde ein Opfer seiner menschenfreundlichen Handlung. 4. Eine arme alte Frau, von 102 Jahren, verbranndte in ihrem Bette. Die übrigen Kranken wurden alle glücklich gerettet, und in das Lazareth vor dem Metzgerthore gebracht.

Die Bürgerschaft war indessen über den Schaffner, Joh. Martin Schlizweck, sehr aufgebracht; die Größe des Unglücks wurde allein seinem thörichten Stolz und Eigensinne zugeschrieben: allein die Herren Pflegere des Hospitals stellten darüber keine Untersuchungen an; der Schaffner blieb nach wie vor mit allen Ehren in seinem Amte; und noch pranget sein Name in Stein gehauen über dem ersten Portal des neu-

erbauten Hospitals. Mit Männern dieser Art, die in ansehnlichen Aemtern standen, gieng man damals ungemein schonend um; war man mit der Verwaltung eines Beamten nicht wohl zufrieden, so gab man ihm mit erster Gelegenheit eine andere, einträglichere oder höhere Stelle; aus dem nemlichen Grunde wurde auch dieser Schaffner, im Jahr 1729 in die Kammer der Herren Einundzwanziger erhoben.

Franz Rudolph Mollinger, der Stadt Baumeister, entwarf den Plan und leitete den Bau des neuen Hospitals. Im Jahr 1718, den 2. Mai, wurde, vornen bei der Einfahrt, am Eck, der erste Grundstein gelegt. In die Mitte und in den vier Ecken desselben waren kleine Behälter eingehauen; in den ersten legte man einen pergamentnen Brief, und einige neue Geldsorten; in die andern aber kamen vier Gläser mit Wein, von den Jahren 1472, 1519, 1525, und rother Dannbacher von 1717. Der ganze Bau wurde vollendet im Jahr 1724.

Angebliche Wahrzeichen.

An der Morgenseite der Hospitalmauer, ganz nahe an dem Zergliederungs-Saal, findet sich ein sogenanntes Wahrzeichen. Eine große roth bemahlte Halbkugel aus Stein, die mit

Adern bezeichnet scheint, und von welcher sechs in etwas gezackte Strahlen, ausgehen, die dunkler anzusehen sind. — Dies, erzählt man, sey die Abbildung einer ausserordentlich großen Spinne, die der Tradition nach, im Weinkeller gefunden, und mit Knütteln daselbst getödtet worden seyn soll. Bei genauerer, durch unsern im Fach der Naturgeschichte sehr berühmten Prof. Joh. Hermann, geschehenen Untersuchung und Nachschlagen der Hospital-Protokolle, findet sich vom Jahrgang 1719 fol. 12. von Hrn. Flach, damaligen ersten Schreiber, aufgezeichnet, daß schon zu seiner Zeit diese Halbkugel am alten Spital zugegen gewesen, und an dem, im Jahr 1718 aus der Asche wieder aufgebauenen Hospital erneuert worden sey; jedoch wird nirgend keine Bedeutung davon angegeben. Flach sagt, einige geben vor, es sey die Abbildung einer Pestbeule, andere die Abbildung eines Fleischgewächses, welches von dem Arm einer Frau abgenommen worden, und 25 Pfund gewogen haben soll. Man wollte nach der Gewohnheit jener Zeiten etwas besonders jedermann sichtlich darstellen — wie z. E. in der Anatomie noch eine äusserst große, hervorragende Nase sich befindet.

Ein anderes **Wahrzeichen** von Straßburg soll dieß seyn, daß in unsrer Metzig keine Mücken oder Fliegen angetroffen werden; wie denn auch nach den jüdischen Schriftstellern im Salomonischen Tempel und dem des Herkules keine gewesen seyn sollen. Nach genauerer Berichtigung findet sich die Sache unwahr; und wenn weniger als man vermuthen sollte angetroffen werden, so scheint theils die viele durchstreichende Luft, theils die geflissentlich große Reinlichkeit daran schuld zu seyn.

Königl. Abgaben und Gebäude.

In den Jahren von 1720 bis 1740 findet sich sehr wenig Merkwürdiges aufgezeichnet. Neue Lasten, welche der Hof der Gemeine Straßburg ein Jahr um das andere auflegte, nehmen die wichtigste Stelle in diesem Zeitraum ein.

So mußte die Gemeine-Kasse im Jahr 1722 zur Erbauung der **Kasernen** in der **Kronenburger-Vorstadt** bezahlen . . . 170,000 Liv.

In den Jahren von 1725 bis 1731 sind die Häuser und Plätze zur Vergrößerung des **Hotels**, welches der **oberste Kommandant** bewohnte, gekauft, und dieses Hotel also eingerichtet worden, wie es sich noch in unsern Tagen befindet. Diese Kaufpreise und Baukosten fielen

alle gemeiner Stadt zur Last, und betrugen 420,000 Liv.

In dem Jahr 1727 ein Don gratuit, um sich vom fünfzigsten Pfenning loszukaufen, 99,000 Liv.

Im folgenden zu Erbauung der Kasernen, im Quartier des Fischerstadens, 86,000 Liv.

Im Jahr 1731 hat die Gemeine zur Vergrösserung und Ausbesserung des militärischen Hospitals beigetragen 109,371 Liv.

Im Jahr 1737 bis 1739 gab die Gemeine-Kasse ihren Beitrag zur Erbauung zweier Rhein-Dämme, um das Fort La Pile, gegen das Einwühlen des Stroms zu schützen 228,635 Liv.

Im nemlichen Jahr für den Ankauf des Hauses, welches der Aide-Major des Platzes bewohnte, 24,000 Liv.

Im Jahr 1740 zu Erbauung der Kasernen zwischen dem Juden- und Fischerthor, 120,000 L.

Alle diese besondern Beiträge und Baukosten, in diesen zwanzig Jahren, betragen zusammen eine Million, 257mal tausend und sechs Liv. Und dieses sind doch nur die vornehmsten ausserordentlichen Ausgaben. Die jährlichen ordentlichen Kosten, für die Unterhaltung dieser Gebäude; die Sporteln, welche den Staabs-

Offizieren bezahlt werden mußten; die Lieferungen in die Kasernen und Wachtstuben, die Beiträge zum Unterhalt der Vestungswerker, die Pensionen, Präsenten und andere Gelder, wodurch man den Staab der Stadt geneigt zu machen suchen mußte, beliefen sich alle Jahr auf mehr als **drei mal hundert tausend Liv.** folglich in 20 Jahren auf mehr als 6 **Millionen,** ohne das, was in die königl. Kasse geliefert werden mußte.

Die Vestung Kehl von den Franzosen eingenommen, 1733.

Ohne selbst je eine schreckensvolle Belagerung erfahren zu haben, sahen Straßburgs Bürger nun zum zweitenmal die **Belagerung Kehls** ganz in der Nähe. Der Marschall **Berwick** gieng den 12. October mit der französischen Armee über den Rhein, und bloquirte diese Reichsvestung von allen Seiten; der Kommandant von Straßburg hingegen errichtete auf den Rhein-Inseln verschiedene Batterien, von welchen die Vestung heftig beschossen und übel zugerichtet wurde. Sie ergab sich den 29. October mit Accord an die Franzosen. Im folgenden Jahr gieng der Marschall Berwick an drei Orten abermal über den Rhein, und berennete **Philipps-**

burg; wurde aber, den 12. Juni, von einer Kanonenkugel getroffen, und auf der Stelle getödtet; die Vestung Philippsburg hingegen den 18. Juli zur Uebergabe gezwungen. Diese beiden Vestungen, **Kehl** und **Philippsburg**, sind zwar nach erfolgtem Frieden wieder an das teutsche Reich abgetreten worden, aber ihre Vestungswerker sind gröstentheils zerfallen und geschleift.

Von dem Jahr 1740 bis 1748.

Wenige Jahre waren verflossen, seit dem die Sonne des Friedens ganz Europa bestralte, als schon wieder die Fakel des Kriegs allenthalben anfieng aufzulodern. Kaiser **Carl der VI**, der lezte männliche Zweig des Habspurgischen Stammes, starb den 20. October 1740 ohne männliche Erben. Auf diesen Fall hatte Frankreich schon lange gelauert, um Gelegenheit zu finden, die Oestreichische Monarchie zu zertrümmern, und die kaiserliche Krone an das Haus **Baiern** zu bringen, damit der französische Hof einen größern Einfluß in die Angelegenheiten des teutschen Reichs bekommen möchte, wenn ein in sich schwaches, und von der Krone Frankreich abhängiges Oberhaupt den teutschen Staatskörper regiere.

Karl der VI. hatte zwar schon im Jahr 1713 eine Familien-Verordnung (Pragmatische Sanktion) bekannt gemacht, nach welcher alle Oestreichischen Erbstaaten auf ewig untheilbar bleiben, und nach Abgang des männlichen Stammes auf die nächste Erbin des letzten Regenten, nach dem Recht der Erstgeburt, fallen sollte. Diese Verordnung wurde nicht nur von allen Landständen der Oestreichischen Erbstaaten genehmiget und beschworen, sondern auch fast von allen Europäischen Mächten, und selbst von Frankreich, bestätiget. **Maria Theresia** nahm also nach dem Tode ihres Vaters von allen ihren Erbländern ruhigen Besitz, und erklärte ihren Gemahl, **Franz Stephan, Großherzog von Toskana**, zum Mitregenten aller ihrer Reiche. Allein bald hernach machte Kursachsen, Baiern, Preußen, Spanien und Sardinien mancherlei Ansprüche an die neue Königin von Ungarn und Böhmen; Frankreich erklärte diese Ansprüche für rechtmässig, und damit bekam Maria Theresia auf einmal eine Menge Feinde auf den Hals, und der Krieg brach in volle Flammen aus. Der König von Preußen eroberte **Schlesien** fast ohne Widerstand; der Kurfürst von Baiern drang in Ober-Oestreich ein, nahm **Passau** in Besitz, und

ließ sich in Linz als Erzherzog von Oestreich huldigen; erhielt auch durch französische Hülfe, unter dem Namen Karl der VII, die kaiserliche Krone. Maria Theresia kam also im Anfang des Kriegs, der acht Jahre lang dauerte, sehr ins Gedränge; sie fand aber in der Liebe und Treue ihrer Unterthanen eine mächtige Stütze, und an dem König von England einen treuen Bundsgenossen, durch deren Hülfe sie endlich doch den ruhigen Besiz ihrer Länder, und für ihren Gemahl die Kaiserwürde davon trug.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Entstehung jenes merkwürdigen Krieges schränke ich meine Erzählung billig nur auf das ein, was unser liebes Vaterland, das ehemalige Elsaß, dabei zu leiden hatte.

Einfall der Oestreichischen Armee in das Elsaß, oder der berüchtigte Panduren-Lärmen, 1744. *

Den Bewohnern des Elsaßes wäre es sicher ganz gleichgültig gewesen, ob Theresia, der Kur-

* Diese Erzählung gründet sich theils auf Oestreichische Berichte, aus dem Leben des berühmten Panduren-Obersten Trenk, theils auf mündliche Erzählung.

fürst von Baiern oder ein anderer Potentat die Oestreichischen Staaten beherrschet hätte: allein weil ihr König, **Ludwig** der XV. ganz anders dachte, so mußte dieses schuldlose Volk, um seines Königs willen, die Geisel des Kriegs schrecklich genug empfinden.

Der schnelle und ganz unvermuthete **Uebergang der Oestreichischen Armee über den Rhein** unter dem **Prinzen Karl**, geschahe bei **Schrök**, Rheinzabern gegen über. Durch verstellte Angriffe auf den Rhein-Inseln, in der Gegend von **Worms**; durch falsche Briefe, welche der französischen Armee in die Hände gespielt wurden, und durch immerwährende Märsche und Contra-Märsche hatte der Oestreichische General seine wahre Absicht zu verbergen, und die Franzosen irre zu machen gesucht. Sein Vornehmen gelang ihm auch nach Wunsch; in der Meinung, daß die Oestreicher bei **Stockstadt** und **Ketsch**, zwischen Speier und Mannheim, den Rhein zu paßieren gedächten, zog sich der **Marschall de Coigny** mit der französischen Armee von Speier hinab, in die Gegend von **Worms**, und der **Graf von Seckendorf**, der die Kaiserlich-Bairischen Völker kommandirte, verließ in eben dieser Absicht sein vortheil-

haftes Lager bei Philippsburg, und zog sich gegen Speier; dadurch wurde das gegenseitige Rheinufer von Schröck, wo der Haupt-Uebergang geschehen sollte, fast ganz entblößt.

Dieses Versehen wurde dem Marschall de Coigny von dem französischen Hof als ein grosses Verbrechen angerechnet, und das Volk im Lande beschuldigte ihn öffentlich einer Verrätherei; inzwischen so gewiß das Erste ist, so wenig ist das Letztere wahrscheinlich. Dem sey aber wie ihm wolle, so benutzte der öſtreichische General diesen Umstand, und veranstaltete in der Nacht zwischen dem 30. Juni und dem 1. Juli 1744, den Uebergang der Armee auf folgende Weise: Den Abend vorher lud der Prinz alle Generale seiner Armee zur Tafel. Um die Spionen irre zu führen, redete man über der Mahlzeit von nichts, als von den Schwierigkeiten, den Rhein zu paßieren; am Ende theilte man den Kommandanten versiegelte Ordres mit, unter dem strengsten Befehl, dieselbe nicht eher zu eröffnen, bis ein gewisses Zeichen, mit sechs Kanonen-Schüssen, würde gegeben werden. Es war um Mitternacht als die Tafel aufgehoben wurde. Der Panduren-Oberste, von Trenk, hatte sich schon eine Stunde vorher unbemerkt

davon geschlichen, um den mit ihm verabredeten Plan ins Werk zu setzen. Nachts um 12 Uhr bestieg er mit 1,300 Panduren 30 Barken oder Schiffe; ihm folgten noch andere ungarische Völker; mit diesen kam er glücklich an das französische Ufer; trieb die ausgestellten Vorposten zurück, und griff die drei Bairischen Kavallerie-Regimenter, welche diesen Posten besetzt hatten, aus einer Linie und zwei Schanzen heraus, und endlich in die Flucht; eroberte ihr ganzes Lager und machte einen Obersten und 26 Reiter zu Gefangenen.

Da nun **Trenk** das disseitige Ufer innen hatte, ließ der General **Nadasti** bei **Schrök** in aller Eile eine Schiffbrücke schlagen; am Morgen frühe geschahen die sechs Kanonen-Schüsse; die ganze Armee brach auf und setzte sich in Bewegung; den 1. Juli Vormittag um 11 Uhr standen schon 6000 Mann östreichischer Truppen an unsern Grenzen. Darauf wurde noch eine Brücke geschlagen, und am 3. Juli befand sich die ganze, 40 tausend Mann starke, Oestreichische Armee auf unserm Grund und Boden.

Diese Schreckenspost verbreitete sich schnell im ganzen Lande. Elsaß und Lothringen zitterte, vor der Raub- und Mordbegierde der Panduren

und Kroaten. Alles was fliehen konnte, flohe in das veste Straßburg; auf zehn Meilen rings um die Stadt waren alle Wege und Straßen mit Wägen, Vieh und Menschen ganz voll gestopft. In der Stadt selbst waren nach wenig Tagen alle Gassen, Märkte und Plätze mit Menschen und Vieh angefüllt; an eine Herberge oder Obdach war bei der ungeheuren Menge gar nicht mehr zu gedenken. Der Panduren-Oberste, der die Fliehenden bis unter die Kanonen von Straßburg verfolgte, soll nachher selbst gesagt haben: „Für denjenigen, der kein Soldatenherz hatte, seye der Jammer und das Elend so vieler Menschen ein erbärmliches Schauspiel gewesen.“

Die französische und bairische Armee hatte sich zwar auch von Mainz, Worms und Speier an dem Rhein herauf nach **Germersheim** gezogen, und daselbst in Schlachtordnung gestellt; allein der östreichische General **Bärenklau**, der bei **Stockstadt**, **Weissenau** und **Biberich** mit zehn tausend Mann ebenfalls über den Rhein gegangen war, beunruhigte sie von hinten her; Prinz Karl hingegen hatte gleich nach geschehenem Uebergange die **Lauterburger-Linien** zu gewinnen, und sich vest zu setzen gesucht.

Zu dem Ende marschirte Nadasti und Trenk mit ihren ungarischen Völkern sogleich auf Lauterburg los, um es in der ersten Hitze wegzunehmen. Als sie nach Rheinzabern kamen, fanden sie dieses Städtgen zur Hälfte von den Flammen verzehrt, welche die Baiern angezündet hatten, um ein daselbst liegendes Heumagazin, von 80 tausend Rationen, zu verderben, damit es dem Feind nicht in die Hände fiele. Die Lauterburger Linien, welche bei Hagenbach, nahe am Rhein, anfangen, und sich längs dem Lauterfluß hinauf bis nach Weissenburg erstrecken, fanden die Oestreicher völlig unbesetzt; sie rückten also gerade zu vor Lauterburg, in welchem 2000 Mann Besazung lagen, und forderten den Kommandanten, Oberstlieutenant Gensac, zur Uebergabe auf, welcher zwar Anfangs eine abschlägige Antwort gab, aber gleich den andern Tag, es war der 4te Julius, auf die Drohung, daß die ganze Garnison zusammen gehauen werden sollte, wenn sie sich länger widersetzen würde, kapitulirte, ehe noch ein Schuß geschehen war. Die Besazung erhielt freien Abzug, und die östreichischen Völker nahmen von dieser Vestung Besitz. In den Magazinen von Lauterburg fanden die Feinde 1 hundert, eilfmal tausend Portionen

tionen Heu, 15 tausend Portionen Stroh, 2000 Säcke Haber, 17 tausend Säcke mit Mehl, 148 Fässer Reis, 112 bespannte Wägen, 600 Hemde, und eben so viel Paar Schuhe, 8 vierpfündige, und 2 achtpfündige Kanonen; überdieß am Rhein 121 Klafter Holz, 17 Hauffen Bretter, 100 Centner Heu, und 800 Säcke Haber.

Prinz Karl nahm nun das Hauptquartier in Lauterburg; auch nahm er in gröster Eile die Stadt Weissenburg ein, und besetzte die Lauterburger Linien. Die Franzosen und Baiern befürchteten mit Recht, daß sie durch diese Unternehmung von dem Elsaß abgeschnitten werden möchten; sie beschlossen also, es koste auch was es wolle, mit gesammter Macht durchzubrechen. Noch an dem nemlichen Tag, den 5. Juli, als Weissenburg von den Feinden besetzt wurde, kam der Vortrapp der vereinigten Armee in der Gegend von Weissenburg an, welcher aber von den Panduren zurücke getrieben wurde. Den andern Tag rückte die Hauptarmee vor, und nun kam es zu einer Schlacht, welche acht Stunden dauerte, aber zulezt für die Franzosen und Baiern glücklich ablief; sie erstiegen die Linien von Weissenburg, und schlugen die ungarischen Völker in die

Flucht; den andern Morgen nahmen sie auch die Stadt Weissenburg in Besitz, aus welcher ihnen der Oberste **Forgatsch** einen hartnäkigen Widerstand entgegen setzte. Weil aber die vereinigte Armee zu schwach war, die Oestreichische bei Lauterburg anzugreiffen, so verließ sie Weissenburg wieder, und zog in die Gegend von **Hagenau**, wo sie die alten Linien herstellte, und sich hinter dem **Mottersluß** stark verschanzte. Marschall Coigny nahm sein Hauptquartier in **Bischweiler**, und Graf Sekendorf zu **Schweighausen**, die Armee aber bildete eine Kette, welche von dem Gebürge bis an den Rhein reichte, und solchergestalt dem Feinde das weitere Vordringen verwehren, und den Paß nach Lothringen offen halten konnte, durch welchen man einen starken Succurs erwartete.

Unterdessen hatten die Feinde die Vestung **Fort-Louis** ganz eingeschlossen, und die ungarischen Heerführer, **Trenk** und **Nadasti** zogen der vereinigten Armee auf dem Fuße nach, und setzten sich oben an dem Hagenauerforst, bei dem Dorfe **Sulz**, vest; nahmen das Städtgen **Wörth** in Besitz und plünderten die ganze Gegend rein aus. Den 10. Juli kam es zu einem hitzigen Gefechte, welches aber nichts entschied.

Den 16. brach der Prinz **Carl** mit der Hauptarmee von Lauterburg auf, nachdem er sich noch vorher mit etlichen tausend Mann frischer Truppen verstärkt hatte, und drang bis **Drusenheim** vor; **Nadasti** nahm sein Hauptquartier in Bischweiler, und der Oberste Trenk in Pfaffenhofen; unsere Armee blieb indessen noch immer in ihren Verschanzungen um **Hagenau**, und die Elsaßischen Bauern, die sich nicht so gutwillig mishandeln, plündern und umbringen lassen wollten, erschwerten den Oestreichern jeden Schritt, den sie in unserm Lande vorwärts thun wollten. Sie rotteten sich in großen Hauffen zusammen, und widersetzten sich, mit Flinten, Säbeln, Spießen, Stangen, Mistgabeln und Sensen bewaffnet, dem eindringenden Feinde; viele hundert Panduren wurden durch sie zur Erden gestreckt, und viele kamen nicht mehr aus den Bauerhöfen zurück, in welche sie der Plünderung halben gekommen waren. Selbst die Bäurinnen widersetzten sich in diesem Fall ihrer Raubbegierde, und warfen ihnen Sand oder Asche in die Augen, und begoßen die Panduren mit siedendem Wasser; dagegen giengen diese freilich auch grausam mit den Landleuten um, wenn sie irgendwo die Oberhand behielten.

Die östreichische Hauptarmee konnte indessen nur sehr langsam vorrücken, weil mit dem nemlichen Tage, an welchem sie von Lauterburg aufgebrochen, ein starkes Regenwetter eingefallen war, welches acht Tage lang anhielt, wodurch nicht nur die Wege verdorben wurden, sondern auch alle Flüsse, besonders der Rhein, zürnend aus ihren Ufern traten, und große Strecken Landes unter Wasser setzten. Die Oestreicher mußten daher alle Brücken, die sie über den Rhein geschlagen hatten, eilend aufheben, und konnten die Gemeinschaft mit dem jenseitigen Rheinufer nur noch durch kleine Barken unterhalten. Der General **Bärenklau** sahe sich genöthiget, **Fort-louis** zu verlassen, und dieser Vestung die Gemeinschaft mit der französischen Armee wieder zu eröffnen.

Endlich, den 26. Juli, nahm Prinz Karl sein Hauptquartier zu **Sulz**, und die Armee schlug das Lager bei dem Städtgen **Werdt** auf; die Vorposten aber dehnten sich auf dem rechten Flügel bis **Pfaffenhofen**, und auf dem linken bis **Drusenheim** aus. Durch diese Bewegung suchte Prinz Karl die Franzosen und Baiern zu einer Schlacht zu zwingen; diese aber wollten sich in kein Treffen einlassen, ehe die erwarteten

Hülfsvölker aus den Niederlanden angekommen seyn würden. Sie zogen also in der Nacht vom 28sten auf den 29sten Juli in aller Stille davon; verließen ihre Linien und die Stadt Hagenau, und zogen sich bis unter die Kanonen von Straßburg zurücke. Die östreichische Armee gieng nun den 30. Juli in zwei Kolonnen durch den Hagenauerforst, wo sie die Linien und das zurückgelassene Lager bezog, und Prinz Karl hielt, unter Läutung der Glocken, seinen feyerlichen Einzug in Hagenau.

Nun gieng es auf Elsaß-Zabern los, welche Stadt den Oestreichern nicht nur zur Bedeckung ihres rechten Flügels nöthig, sondern auch darum wichtig war, weil sie sich solchergestalt des dortigen Passes nach Lothringen versichern, und den anrückenden französischen Hülfsvölkern den Einmarsch ins Elsaß mit wenig Mannschaft verwehren konnten. In Zabern lagen 3000 Mann Besazung. Trenk und Nadasti erschienen mit 6000 Mann und vier Kanonen; sie forderten den Kommandanten zweimal zur Uebergabe der Stadt auf, der es aber abschlug und sich tapfer vertheidigte. Allein dem heftigen Feuern ungeachtet, drangen die Oestreicher gleichwohl bis an das Straßburgerthor, welches Nadasti aufzuhauen

befahl. Indessen stiegen viele Panduren und Kroaten über die Mauer des bischöflichen Gartens, und kamen ganz unvermuthet in die Stadt. Während diesem Sturm zog sich der Kommandant mit dem grösten Theil der Besazung durch ein anderes Thor aus der Stadt, und nur 200 Mann und eine große Anzahl bewaffneter Bauern, welche sich tapfer wehrten, blieben zurücke, welche hernach alle, bis auf den lezten Mann, von den Oestreichern zusammen gehauen, die Stadt aber rein ausgeplündert wurde. Nur der Pallast des Kardinals von Rohan wurde mit der Plünderung verschont, weil er ein teutscher Reichsfürst war.

Der Oberste Trenk besezte nun die Anhöhen zwischen Zabern und Pfalzburg; machte neue Verschanzungen und verrammelte den Paß durch Niederhauung der Wälder, daß es dem Herrn von Harcourt, der mit 20,000 Mann französischer Hülfsvölker nicht weit von Pfalzburg stand, unmöglich schien, von dieser Seite durchzubrechen. Der General Bärenklau hingegen breitete sich gegen Straßburg aus, und seine Husaren streiften bis vor die Stadtthore; plünderten die Dörfer, und führten, unabgeschreckt durch das Kanonenfeuer, das ihnen von den

Wällen der Stadt entgegen blizte, auf der Straße alles mit fort, was sie erhaschen konnten. Das ganze Land, von Straßburg bis Landau wurde geplündert, und überdieß mußte jedes Dorf und jede Stadt noch eine ungeheure Brandschazung bezahlen. Das Schloß Zabern, zum Exempel, mußte fünfmal hundert tausend Liv., die beiden Aemter, Zabern und Kochersheim, zweimal hundert tausend; die ausgeplünderte Stadt Elsaß-Zabern, 75 tausend; die Stadt Hagenau mit ihren Stiftern und Klöstern, sechsmal hundert und 27 tausend Livres, in die östreichische Kriegskasse liefern; und manches schöne Dorf, das die ihm vorgeschriebene Summen nicht aufbringen konnte, wurde in die Asche gelegt.

In dieser schröcklichen Lage, da das ganze untere Elsaß von den Feinden überschwemmt, ausgesogen, und der vornehmste Paß nach Lothringen von den Oestreichern besezt war, kam auch Straßburg sehr ins Gedränge. Diese Stadt war mit Menschen, Vieh und Gütern ganz voll gestopft; wollte man diese große und reiche Stadt vertheidigen, so hätte sich die ganze, aber freilich sehr geschwächte Armee hineinwerffen müssen, alsdenn aber würde sich der Feind am Ge-

birge herauf gezogen, alle Zugänge besetzt, das obere Land ausgeplündert, und die so sehnlichst erwarteten Hülfsvölker von dem Elsaß abgeschnitten haben. In dem hierüber gehaltenen Kriegsrath der Generalität waren die Meinungen sehr verschieden. Die mehresten wollten nur die Citadelle besetzen, die Stadt hingegen ihrer eigenen Vertheidigung überlassen, mit der Armee aber den Paß durch das Leberthal bedecken. Diesem Rath widersetzte sich ein Herr von Dettling, der auch in königlichen Diensten war; er schlug vor, die Armee bei Molsheim zu postieren, so könnte Straßburg, das Leberthal und das obere Elsaß zugleich gedeckt werden; dieser Rath wurde befolgt, und die Armee bezog, den 3. August, ein Lager bei Molsheim.

Endlich, den 7. August, erschienen die erwarteten Hülfsvölker; zehntausend Mann waren bereits durch das Leberthal in dem Lager bei Molsheim angekommen, und noch 20 tausend waren im Anmarsch begriffen. Der König von Frankreich, Ludwig XV. war selbst auf dem Wege; weil er aber in Metz tödtlich krank wurde, mußte er das Oberkommando dem Herzog von Noailles überlassen. Die Gebürge wiederhallten von den Losungs-Schüssen, welche die Ankunft der so sehnlich gewünschten Hülfe verkündigten, und auf

allen Kirchthürnen im ganzen Lande wurden Fahnen ausgesteckt, um allen Einwohnern diese frohe Begebenheit bekannt zu machen. Aber Prinz Karl hatte auch 20,000 Mann Verstärkung erhalten, und erwartete eine noch stärkere Armee; es war also immer noch ungewiß, auf welche Seite sich der Sieg wenden würde.

Trenk und Nadasti hatten unterdessen den Paß bei Zabern besetzt gehalten; ersterer stand in den Verschanzungen auf den Gebürgen und letzterer in und um Zabern. Aber am 13. August brach der Herzog von Harkourt, der mit 20,000 Mann bei Pfalzburg stand, mit seiner ganzen Armee plözlich auf, und marschirte mit 10,000 Mann Infanterie auf die Verschanzungen los, in denen Trenk kommandirte; die Kavallerie aber zog sich durch zwei unbekannte Wege, zwischen den Gebürgen neben den Verschanzungen herum, um plözlich vor Zabern zu erscheinen, und den Obersten Trenk, mit seinen Panduren von dem Nadastischen Korps abzuschneiden. Allein General Nadasti merkte die List, und rief das Trenkische Korps zurücke nach Zabern. Die Franzosen rückten nun in die Verschanzungen, und kamen in zwei Kolonnen vor die Stadt; Trenk und Nadasti hingegen verließen dieselbe,

und zogen sich in das freie Feld, wo sie sich an einen Wald postierten, bis sie von dem General Bärenklau verstärkt wurden. Darauf griffen sie die Franzosen mit Wuth an, und trieben sie wieder in die Pässe zurück, aus denen sie gekommen waren. Trenk nahm Zabern wieder in Besitz; 1,500 Franzosen wurden zusammen gehauen, und die Stadt noch einmal geplündert, weil sie bei dem Einzug der Franzosen, unter beständigem Rufen: Vive le Roi! denselben allen möglichen Beistand geleistet hatte.

Dergleichen blutige Auftritte würde es noch viele gegeben haben, hätte nicht Prinz Karl den 20. August unvermuthet die Nachricht erhalten, daß der König von Preußen mit 16,000 Mann bereits in Böhmen eingefallen, und noch 80,000 durch Sachsen und Lausitz auf dem Marsch dahin begriffen wären. Den folgenden Tag hielt der Prinz großen Kriegsrath, und der Schluß fiel einstimmig dahin aus, daß es unumgänglich nöthig sei, nach Böhmen zu eilen, und Theresiens Erblande und ihre Krone zu retten. Die östreichische Armee hob also plözlich ihr Lager auf, und schickte sich zum Rückzuge an, wurde aber von den Franzosen und Baiern heftig verfolgt, und noch mehrere tausend verlohren dabei

ihr Leben. Nichts destoweniger gieng der Uebergang über den Rhein, den 24. August, bei **Beinheim** noch ziemlich gut von statten. Die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße nach, nahmen darauf in den vorder-östreichischen Landen Quartier, und belagerten **Freiburg**; hiemit zog sich also der Krieg wieder auf teutschen Boden, und das Elsaß wurde von dieser Plage befreiet.

Ludwig der XV. kommt nach Straßburg, 1744.

Als **Ludwig der XIV.** nach der Einnahme der Stadt Straßburg, seinen prachtvollen Einzug hielt, betrug sich die Bürgerschaft ungemein würdig und edel; sie schmeichelte ihrem Unterdrücker nicht; sie verbarg ihre innern Gefühle nicht; küßte nicht die Sklavenkette; besang nicht die Fesseln, die ihr Frankreichs Beherrscher so eben geschmiedet hatte; kein: **Es lebe der König!** hörte man aus ihrem Munde: als aber sein Nachfolger, **Ludwig der XV.** drei und sechzig Jahre hernach auf Straßburg kam, machte der Magistrat und die Bürgerschaft ausschweifende und äußerst kostspielige Vorkehrungen zu seinem Empfang, wodurch sowohl die

gemeine Kasse, als das Privat-Vermögen der Bürger ungemein erschöpft wurde.

Wenn Könige und Fürsten das sind, was sie ihrer hohen Bestimmung gemäß seyn sollten, nemlich **Wohlthäter der Völker**, die ihr Glück und ihr Vergnügen bloß allein in dem Glück und der Ruhe des Volks suchen, dem sie vorgesetzt sind, — so verdienen sie allerdings unsere Liebe und Ehrfurcht: aber alsdann werden sie auch keine sklavische Ehrenbezeugungen annehmen, wodurch ungeheure Summen verschwendet, und die edlern Gefühle des besten Fürsten verderbet werden müssen. Könige sind Menschen wie wir, und haben keinen andern Anspruch auf Ehre, als den, den Tugend und Verdienste jedem giebt.

Ich bin weit entfernt mich in eine umständliche Erzählung alles dessen einzulassen, was Eitelkeit, Prachtliebe und Schmeichelei ersann und verschwendete, um einen König sklavisch zu verehren, der als König und als Mensch betrachtet, diesen Grad von Hochachtung nicht verdiente. Ich kann dieser Mühe um so eher enthoben seyn, da noch eine gedruckte Nachricht vorhanden ist, die dem, der Belieben daran findet, völliges Genüge leisten wird.

Vorläufig muß ich noch anmerken, daß Franz Joseph von Klingling, damaliger Prätor, diese ganze Sache leitete. Er war das Organ des Hofs und die Seele des Magistrats, durch welchen die ganze Bürgerschaft jedesmal nach seinem Belieben in Bewegung gesetzt werden mußte.

Anstalten zu dem Empfang des Königs.

Nachdeme den 20. Sept. 1744, das Dankfest wegen der wieder erlangten Gesundheit des Königes vier Tage lang mit großem Pracht und Aufwand gefeiert worden, und man zugleich in Erfahrung gebracht hatte, daß der König auch nach Straßburg zu kommen gedächte, versammelte man die Bürger auf ihre Zunftstuben, und ermunterte sie, „daß sie zu Pferd und zu Fuß „paradiren und den Einzug ihres Monarchen so „glänzend als möglich, zu machen suchen soll„ten; welchen guten Willen der Bürgerschaft „ein wohlweiser Magistrat bei allen Gelegen„heiten in Gnaden zu erkennen nicht ermangeln „werde.„ Dieser Aufforderung zufolge bildeten sich in gröster Geschwindigkeit verschiedene Korps, sowohl zu Fuß als zu Pferd, aus den vermöglichsten Bürgern, die sich alle in prächtige Uniformen kleideten, und einen Aufwand

machten, der bei manchem sein Vermögen weit überstieg. Es wurden in sechs Tagen über drei tausend Uniformen und andere neue Kleider verfertiget. Die Schneider, Goldschmidte, Knopfmacher, Sattler, Schuhmacher und andere Handwerker mußten Tag und Nacht fort arbeiten; und mancherlei Gattungen von Tuch und Zeugen waren gar nicht mehr zu bekommen.

Das erste Korps der Handelsleute zu Pferd, welches aus 86 Köpfen bestand, hatte rothe Röcke mit schwarz sammetnen Kragen, goldenen Knopflöchern und im Feuer vergoldete Knöpfe; scharlachene Westen, die eben so wie die Hüte mit breiten goldenen Borten besetzt waren; schwarz sammetne Beinkleider, weiche Stiefel mit gelben Sporn, und silberne Degen mit goldenen Quasten; die Pferde waren auf die nemliche Art mit Gold und Scharlach ausgeputzt.

Das zweite Korps, 53 Mann stark, formirten die Metzger. Sie und ihre Pferde waren ebenfalls in Scharlach gekleidet, und mit Silber garnirt.

Das dritte Korps, 267 Mann zu Fuß, bestand aus Bürgern von allerlei Professionen; ihre Uniform war: blaue Röcke mit blauen Aufschlägen; Scharlachene Westen und Beinklei-

dern, mit goldenen Borten; Hüte mit weissen Federn und breiten goldenen Treſſen geziert; weiſſe Kamaſchen, ſilberne Degen, Flinte und Bajonnet.

Die **Wirthe** bildeten das **vierte** Korps zu Pferd, 49 Mann ſtark. Sie hatten blaue Röcke mit ſilbernen Borten und ſilbernen Knöpfen geziert; lederfarbene Weſten und Beinkleider, welche, wie ihre Hüte, mit breiten ſilbernen Treſſen eingefaßt waren; ſilberne Degen mit Quaſten von blauer Seide und Silber. Der Schmuck ihrer Pferde war ebenfalls blau, und reich mit Silber garnirt.

Die **Bierſieder** machten das **fünfte** Korps aus. Sie erſchienen auch zu Pferd; waren 70 Mann ſtark, und hatten weisgraue Röcke, mit ſchwarz ſammetnen Kragen; Weſte und Beinkleider von lederfarbem Tuch; alles aber, wie bei den Wirthen, ſtark mit Silber beſetzt.

Das **ſechste** Korps, 32 Mann ſtark, war auf **Huſaren** Weiſe ebenfalls prächtig gekleidet und bewaffnet. Sie hatten ſcharlachene Kamiſöler und Beinkleider mit Silber; Kappen von ſchwarzem Bären-Proh und Scharlach; eine blaue Schärpe und gelbe Stiefel.

Die Handelsleute zu Fuß bildeten das siebente Korps, 120 Mann stark. Sie waren wie die Reiter in Scharlach mit Gold gekleidet.

Das achte Korps, die Ouvriers genannt, bestand aus Bürgern von mancherlei Handwerkern, und war 94 Mann stark. Ihre Uniform war, ein weisgrauer Rock mit silbernen Knöpfen und schwarz sammetnen Kragen; Weste und Beinkleider kastanienbraun, mit silbernen Borten, und ein mit Silber tressirter Hut.

Hundert junge Knaben, von 12 bis 15 Jahren bildeten das neunte Korps, welches nach Art der hundert königlichen Schweitzer, ganz in Schweitzer Tracht gekleidet war. Das Wamms und die weiten Hosen von blauem Camelott, aus lauter, drei Finger breiten Streifen zusammen gesetzt, und die Nähte mit blauen, rothen und weissen Bändern bedecket; der Hut mit schwarzem Atlas überzogen, und mit einem rothen Band und einer weissen Feder geschmückt; um den Hals ein krauses, vierfaches Kröß von Mousseline; weisse Handschuhe, eine Schweitzer-Hallebarde, einen silbernen Degen; weisse seidene Strümpfe, schwarze gerauchte Schuhe mit rothen Absätzen, auf denen, wie auch am Schluß der Hosen, dreifarbige Kokarten geheftet waren.

Außer

Außer diesen neun bewaffneten Korps bildeten 18 Jünglinge und 18 Jungfrauen auch ein niedliches Schäferkorps. Sie waren in weissen Taffet gekleidet, mit seidenen Blumenkränzen und rosenrothen Bändern gezieret; um den Hals trugen die Schäferinnen goldene Ketten und anderes Geschmeide, und die Haare hiengen, mit Bändern durchflochten, in langen Locken hinunter; die Hirtenstäbe waren mit den drei Farben bemahlt, die Schippen aber vergoldet.

Noch ein anderes Korps von 52 Paar junger Leute, theils ledigen, theils verheuratheten Standes, bildete sich in der Absicht, um dem Könige die verschiedenen Straßburgischen Kleidertrachten vorzustellen; wobei insonderheit das Frauenzimmer in mancherlei Gestalten seinen Putz sehen ließ.

So bemüheten sich auch die vier Zünfte der Schiffleute, Fischer, Kiefer und Becker ihre Handwerkskünste vor dem Könige aufzuführen, wobei sie ebenfalls großen Aufwand machten.

Außer dem persönlichen Anzug wandte die Bürgerschaft auch noch große Kosten auf die Zierde ihrer Häuser, auf Gemälde und Illuminationen. Von den ungeheuren Summen, welche der

Magistrat zu diesem Götterfeste aus der Gemeinkasse verschwendete, kann ich nichts bestimmtes sagen, aber fürchterlich groß müssen sie gewesen seyn! Endlich wurde auch noch auf allen Zünften befohlen, daß während dem Aufenthalt des Königes alle Einwohner ihre schönsten Kleider anziehen, und daß sich kein schlecht bekleideter noch gebrechlicher Mensch auf öffentlichen Straßen sollte sehen lassen. Man suchte also dem Könige geflissentlich einen recht hohen Begriff von dem Wohlstande und Reichthum der Straßburger beizubringen. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht, und der König machte sichs in der Folge noch mehr zu nuß, so oft er Geld nöthig hatte.

Der Einzug des Königs selbst geschahe den 5ten October Nachmittag um 3 Uhr, unter dem Donner der Kanonen und Läutung aller Glocken. Die bürgerlichen Truppen zu Fuß und zu Pferd, nebst den übrigen Bürgern der 20 Zünfte in ihren Mänteln, paradierten außerhalb des Kronenburgerthors, bis auf Oberhausbergen. Nahe bei dem Thor war ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, bei welchem die Generalität und die Magistrats-Personen, in ihren Ceremonien-Kleidern den König empfiengen, und ihm drei silbervergoldete Schlüssel, jeder ein Pfund schwer,

überreichten. Inwendig des Thors, in der Kronenburgerstraße, standen zu beiden Seiten die hundert **kleinen Schweitzer**, und am Ende derselben, gegen das Wasser, war ein prächtiger **Triumphbogen**, mit drei Portalen, sechzig Schuhe hoch, und so breit als die Straße, aufgerichtet; schmeichelhafte Sinnbilder und Inschriften gaben diesem Gebäude ein herrliches Ansehen, aber im Ernst paßte keines von den Symbolen auf Ludwig den Fünfzehnten. Jenseits des Wassers bis an das Münster paradirte die **Garnison**. Auf dem alten Weinmarkt war ein großes Gerüste für **hundert schön gekleidete Kinder** aufgeschlagen; neben demselben hatten die **Schäfer und Schäferinnen** ihren Standort, welche bei der Ankunft des Königs vor der Kutsche her, **Blumen streuten**, bis sie besser unten von einem **Korps Frauen und Jungfrauen in Straßburger Tracht** abgelößt wurden, welche diese Ehrenbezeugung bis an den Pfenningthurn fortsetzten, wo ein drittes **Frauenzimmerkorps**, **dieser Art**, dieses Geschäfte übernahm; am Roßmarkt und am Ende der Münstergaße standen zwei **Frauenzimmerkorps in französischer Kleidung**, welche diese Arbeit bis an die hohe Münster-Pforte fortsetzten, wo der Bischof und

die Geistlichkeit den König empfieng. Von dem Münster gieng er zu Fuß in den damaligen bischöflichen Pallast, (das heutige Gemeinhaus,) wo er die prächtig vergoldeten Zimmer bezog, welche damals kein gemeines Bürgerauge beschauen durfte, die aber in unsern Tagen jedem Bürger offen stehen.

So bald der König in diesen Zimmern angekommen war, holte ein Kommando der Metzger, mit dem Säbel in der Faust, den **gebratenen Ochsen**, aus dem Windhof, bei der Esplanade, wo man ihn, mit 100 Pfund Nierenfett umhängt und beträufelt, in 36 Stunden langsam gebraten hatte. Dieser Ochse, ohngefehr acht Centner schwer, mit Blumen und Bändern geziert, mit **hundert Pfund Bratwürsten, zwölf Gänsen, zwölf Enten, sechs Spanferkeln** und **sechs und dreißig Hünern** garnirt, und mit **zwei** vorher **gebratenen** ganzen **Hämmeln** gefüllt, lag auf einer künstlich gemachten hölzernen **Schüssel**, die 14 Schuhe lang, und 8 Schuhe breit, mit weissem Blech beschlagen, und am Rande vergoldet war. Dieser ungeheure Braten wurde zuerst in dem bischöflichen Hof dem Könige zur Schau aufgestellt, hernach vor das Rathhaus geführt; von vier Metzgern

zerhauen und so dem Volk Preiß gegeben. Auch **Brod** und **Knakwürste** wurden hier und auf dem Paradeplaz reichlich ausgetheilt; an beiden Orten sprang **weisser** und **rother Wein** aus vergoldeten Delphinen, welches zum Vergnügen des Volks auch noch die folgenden Tage geschahe.

Daß alle Nacht, so lange der König in Straßburg verweilte, der Münsterthurn und alle Häuser der Bürger prächtig erleuchtet wurden, und in allen Straßen Freudenfeuer brannten, versteht sich von selbsten: aber das ungemein **künstliche Feuerwerk**, welches auf dem Wasser abgebrannt wurde, verdient es insonderheit, daß ich mich etwas umständlicher dabei aufhalte.

Dem Pallast gegen über, auf dem Strom, hatte man zu diesem Zweck ein Gebäude, 50 Schuhe hoch und 100 breit, errichtet, welches einen **Triumphbogen mit sieben Portalen** vorstellte, von welchen der mittelste höher und breiter war als die übrigen, und auf dessen Spitze eine Sonne stand; über zwei andern sahe man das Wappen von Frankreich und die Siegeszeichen, und auf den übrigen waren Lilien und Blumentöpfe; die Bögen waren mit Sinnbildern und Inschriften geziert, und an den Ecken

des Geländers, längs dem Gebäude hin, standen Pyramiden mit Lorbeern umwunden. Abends um 9 Uhr wurde das Feuerwerk angezündet, und in einem Augenblick stand das ganze Gebäude in künstlichen Flammen. Die **Sonne**, die **Wappen**, die **Siegeszeichen**, die **Sinnbilder**, die **Pyramiden**, die **Lilien** und **Blumentöpfe** brannten in mancherlei lieblichen Farben.

Längs dem Gebäude waren Feuertöpfe, welche **springende Feuerbrunnen** vorstellten. An dem Geländer und an den Säulen zwischen den Portalen spielten **Feuerräder** und sich **umdrehende Sonnen**; aus den Säulen selbst stieg eine unzählige Menge **Raqueten** zu den Wolken, und die Luft- und **Kunstkugeln**, die aus Feuermörsern geschossen wurden, wie auch die **Feuergarben** erfüllten die Luft mit hellleuchtenden Sternen. Die **Feuerschlangen**, nebst einem Schwarm von **Schwanen** und **Wasserenten**, nachdem sie sich eine Zeitlang unter dem Wasser verborgen gehalten, stiegen plözlich aus demselben hervor, und breiteten ihr Feuer mit gewaltigem Krachen über den ganzen Strom aus.

Mitten in dem Fluß, auf der rechten Seite des Gebäudes, war ein 20 Schuhe hohes **Portal**

aufgerichtet, auf welchem die Figur eines alten Mannes zu sehen war, der den Rhein vorstellte, und welcher das französische Wappen 20 Schuh hoch zu halten schien, welches zwischen zwei Feuer sprizenden Pyramiden, so lange das Feuerwerk dauerte, brannte, und viermal seine Farbe veränderte. Aus dem Binsenbogen kam unversehens der Neptunus mit seinem Dreizack, auf einem von zwei Seepferden gezogenen Wagen, zum Vorschein. Aus den Spitzen des Dreizacks, so wie auch aus den Enden der Krone, aus den Augen, Ohren und Nasenlöchern der Pferde sprizte Feuer von mancherlei Farben. Als der Wagen, dessen Räder sich umdrehende Sonnen waren, in die Mitte des Wassers gekommen war, blieb er vor dem Fenster, an welchem sich der König befand, stehen; doch bald darauf sprang die ganze Maschine mit entsezlichem Krachen los, und warf eine unglaubliche Menge Raqueten und andere Feuerkugeln in die Luft und in das Wasser.

Dem Portal, welches den Rhein vorstellte, gegen über, stand ein anderes von eben der Art, welches die Ill oder Breusch bezeichnete. Aus beiden Figuren, so wie aus den Binsen und Rohren, und den vier Delphinen, welche die

Binsenbögen unterstützten, spritzte unaufhörlich eine Menge Feuer, bis endlich nach **drei viertel Stunden** das schröklich schöne und mit solcher Pracht in Straßburg noch nie gesehene Schauspiel sich endigte, und dem Zuschauer nichts als staunende Bewunderung über den erfinderischen und fast möchte man sagen schöpferischen Geist des Künstlers hinter sich ließ. Bei dem denkenden Bürger ward indessen das Vergnügen, welches ihm dieses prächtige Feuerwerk gewährte, durch den Gedanken sehr geschwächt, **daß es ungeheure Summen gekostet habe**, welche ohne Zweifel viel nützlicher hätten angewendet werden können.

Den andern Tag präsentirte die Zunft der **Kiefer** dem Könige, im Namen des Magistrats, den **Ehrenwein**. Die Fässer waren künstlich ausgearbeitet; schön gemahlt und mit Reiffen von vergoldetem Kupfer und versilbertem Eisen umgürtet; Eines dieser Fässer war oval, und hatte gar keine Reiffe, enthielt aber gleichwohl dreierlei Arten von Wein in abgesonderten Behältern. Zwanzig Tänzer von diesem Korps, in weissen Hemden mit feinen Spitzen; grünen Kränzen auf dem Haupte und gemahlten Reiffen in den Händen, machten auf der Terasse man-

cherlei seltsame Spiele und Tänze vor den Augen des Königes. Ihr Fähndrich zeigte in der Schwenkung des Fahnens viel Geschicklichkeit; mit einer Hand warf er eine Citrone, und mit der andern den Fahnen in die Höhe; mittlerweile zog er den Degen aus der Scheide, mit dessen Spitze er die Citrone, und mit der einen Hand den Fahnen auffieng; auch schoß er während dem Fahnenschwenken zwei Pistolen los.

Mittwochs den 7. October machten die Schiffleute ihr Spiel auf dem Wasser. Sie fuhren in blaubemahlten Schiffen mit gelben Lilien bestreuet, sehr schnell hin und wieder, und stachen mit spitzigen Speeren die Reiffe von einem Faß, das an einem Pfal im Wasser bevestiget war, um die Dauben und Vögel, die in selbigem eingeschlossen waren, zu befreien. Nebst andern Arten von dergleichen Spielen, begann zulezt noch ein harter Kampf unter ihnen; je zwei und zwei, welche auf dem Hintertheil ihrer Schiffe standen, suchten einander mit 16 Schuh langen, und vornen mit Leder gefütterten, Stangen, im schnellen Vorbeifahren, in das Wasser zu stoßen. Endlich stürzten sie sich, unter Trompeten- und Pauckenschall, alle selbst in den Strom, und schwammen wie Enten in demselben herum.

Am Donnerstag liessen die Fischer ihre Kunst im Ringelstechen, Gansropfen und Lanzenstoßen sehen. Zuletzt stachen sie mit einer dreizakigten Gabel Fische aus dem Wasser heraus, unter denen **Karpfen** und **Hechte** von 30 und 36 Pfunden waren, auch **Salmen**, **Sälmlinge** und **große Forellen**, die man vorher mit Fleiß in das Wasser gesetzt hatte. Alle diese Fische wurden dem Könige präsentirt, welcher den Fischern dafür ein Geschenk von 50 Louisd'or reichen ließ.

An dem nemlichen Tage machten auch die **Becker** ihre Aufwartung mit einem sehr großen und zierlich geschmückten **Kuchen**, nebst andern Arten von **Straßburger Gebäken**, wofür sie ein Geschenk von 20 Louisd'or erhielten.

Meine Leser sind vielleicht eben so müde dergleichen Erzählungen zu lesen, welche dem damaligen Magistrat so wenig als der Bürgerschaft Ehre machen können, als ich müde bin, noch mehreres davon zu schreiben. Es ist genug gesagt um zu beweisen, **wie tief der edle, bidere Karakter der Straßburger in einer Zeit von 63 Jahren, gesunken sei;** also nichts weiter davon, als daß **Ludwig** der XV. Samstags den 10. October die Stadt Straß-

burg wieder verließ, und sich zu der Armee begab, welche die Stadt **Freiburg** im Breisgau vergeblich belagerte.

Als bei einer gewissen Gelegenheit ein vornehmer Herr sagte: „**Die Straßburger haben sich doch recht sehen lassen**,„ antwortete ein Anderer: „**Ja, sie haben viel gethan: aber was sie gethan haben, sind sie** (noch) **schuldig**!„ Dieser wackere Mann hatte vollkommen Recht; der König hatte kaum die Stadt verlassen, so zeigten sich schon die leidigen Folgen der begangenen Thorheit. Viele Bürger konnten ihre Schulden nicht bezahlen, und der Magistrat wußte nicht, wo er Geld genug hernehmen sollte, da in den folgenden Jahren der Hof immer größere Summen fordern zu können sich berechtiget zu seyn glaubte, weil der König von dem Reichthum der Straßburger Bürger, von denen, wie man ihn versicherte, der Geringste zehn tausend Livres eigenes Vermögen besäße, ausserordentlich hohe Begriffe hatte.

Folgendes Verzeichnis ist ein kurzer Auszug aus den Rechnungen und den Protokollen der Stadt Straßburg, von den ungeheuern Summen, welche diese Stadt zum Besten des Staats hergeben mußte.

Königliche Abgaben und Gebäude, von 1744 bis 1789.

Das prächtige Hotel, welches der Prätor, Franz Joseph v. Klingling, auf Kosten der Stadt im Jahr 1731 hatte bauen lassen, und hernach von dem Hof für den Intendanten begehrt wurde, jezt aber von der niederrheinischen Departements- und der Straßburgischen Distrikts-Verwaltung bewohnt wird, kostete, nebst den im Jahr 1758 geschehenen Erweiterungen und Verbesserungen . . . . 350,000 Liv.

In den Jahren 1746 und 1756 zu Erbauung der Kasernen an der Finkmatte 760,000 Liv.

Im nemlichen Jahr 1746 zu wieder Aufbauung des abgebrannten Hauses, welches der Königs-Lieutenant bewohnte . . 59,700 Liv.

1748 ein Don gratuit, um sich zum viertenmal vom zehnten Pfenning loszukaufen, 292,000 Liv.

Zur nemlichen Zeit, um sich von verschiedenen Auflagen, auf Leder, Wachs und Haarpuder loszukaufen . . . . . : 24,000 Liv.

1749, Ankauf eines Hauses für den Plazmajor . . . . 40,000 Liv.

1750, Vergrößerung der Reitschule, auf der Elisabethengaße . . . . . . 100,000 Liv.

1753, Erbauung der Kasernen im Quartier des Metzgerthores . . . 210,000 Liv.

In der Abschätzung der verschiedenen bisher erwehnten Kasernen, ist der Kaufpreiß der dazu nöthigen Häuser nicht mit begriffen, welcher wenigstens beträgt . . . . . . 200,000 Liv.

1757, das Hotel des zweiten Kommandanten . . . . 74,000 Liv.

1762, Don gratuit für das Seewesen 200,000 Liv.

1780, Erbauung der Ouvriers Kaserne 100,000 Liv.

1781, Erbauung der Reitschule im Quartier St. Nikolaus . . . . . . 47,000 Liv.

1782, Don gratuit für das Seewesen 100,000 Liv.

1783, Erbauung der Reiterkasernen, im Quartier St. Nikolaus, mit den dazu gekauften Häusern . . . . 381,600 Liv.

1784, Ställe für die Reiterei im grünen Bruch . . . . 12,000 Liv.

1785, Verlängerung des linken Flügels an der Kanonier-Kaserne . . . 28,000 Liv.

1786, Kasernirung der Marechaussee 23,600 Liv.

1787, Ankauf eines Magazins für den König 11,112 Liv.

1789, Häuserkauf und Kasernenbau bei dem Mehlmagazin . . . . . 234,670 Liv.

Für neu erbaute Wachtstuben 69,400 Liv.

Bau des Königl. Gefängnishauses 10,000 L.

Dieses sind nur erst die außerordentlichen Kosten für neue Gebäude zum Dienst des Staats, und diese betragen in 45 Jahren 3,327,082 Liv.

Die ordentlichen, wovon Seite 25 die Rede ist, die jährlich mehr als dreimal hundert tausend Liv. ausmachten, geben in diesem Zeitraum eine Summe von . . . 13,500,000 Liv.

Folglich bezahlte Straßburg nur für den militärischen Dienst des Staats beinahe siebenzehn Millionen.

Rechne man nun die bestimmten königlichen Gelder noch hinzu, die jährlich in die Staatskasse geliefert werden mußten, als zum Ex. der zwanzigste Pfenning, der im Jahr 1752 auf 21,055 Liv. gesetzt war, aber in den letztern Jahren auf 127,000 Liv. gesteigert wurde; das Kopfgeld, welches für Straßburg 89,873 Liv. betrug; ferner das sogenannte Kolmarergeld, zu Unterhaltung des hohen Raths zu Kolmar, 21,628 Liv. und von dem Octroi 270,000 Liv. also zusam-

men 508mal tausend, 507 Liv. jährlich. Hierzu kommen noch die besondern Auflagen auf Leder, Papier, Karten, Amlung und Haarpuder. Nimmt man alle diese Summen zusammen, so ergiebt sichs, daß Straßburg in den letzten Jahren, bloß zum Dienst des Staats, jährlich mehr als tausend mal tausend Liv. zu bezahlen hatte.

Die Kosten der Gebäude und des militärischen Diensts mußten von den Einkünften der Stadt auf dem ehemaligen Pfennigthurn bezahlt, und zu diesem Ende öfters neue Anleihen gemacht werden, wodurch die Schulden der Stadt erstaunlich erhöhet wurden; die übrigen Lasten waren auf die Bürger vertheilt, welche außer diesem auch noch das sogenannte Stallgeld, das Einquartirungsgeld, die Zölle, Accis und Ohmgelder, womit die Handlung und alle Lebensmittel beladen waren, zu tragen hatten.

Inzwischen so schwer auch die Bürgerschaft Straßburgs angesetzt war, so würde sie ganz gewiß noch mehr geleistet haben, wenn nur Handel und Wandel nicht so sehr gekränkt und die Gemein- oder Patrimonial-Güter der Stadt rechtschaffen verwaltet worden wären; aber unter der Regierung des Prätors, Franz Joseph von Klingling, waren alle Einkünfte der Stadt um ein

wohlfeiles Geld verpachtet, und diese Pacht war in den Händen des Prätors und einiger Glieder des Raths, welche sich zum großen Schaden des gemeinen Wesens erstaunlich bereicherten, auf diese Weise wurde die Gemeine-Kasse betrogen, obgleich die Rechnungen alle Jahr pünktlich abgelegt wurden.

Noch ertönen allenthalben unter der Bürgerschaft laute Klagen über die schlechte Haushaltung und über den Druck unter welchem das gemeine Wesen unter der Regierung des Prätors **Klingling** 26 Jahre lang seufzete. Da ich aber mündlichen Erzählungen und Berichten nicht trauen darf, und von einem Geschichtschreiber mit Recht gefordert wird, daß er so viel möglich aus sichern zuverläßigen Quellen schöpfe, so habe ich die große Arbeit auf mich genommen, alle **Protokolle** der Herren Räthe und **Einundzwanzig**, so wie auch die der **Herren Dreizehn**, vom Jahr 1730 bis 1753 zu durchgehen *, um mich dadurch in den Stand zu setzen, meinen Lesern eine actenmäßige Geschichte jener Zeit liefern zu

* Die Protokolle der XV Kammer sind bei der Plünderung des Rathhauses 1789 sehr übel zugerichtet und zerrissen worden.

zu können, und hier folget nun das Resultat meiner Bemühungen.

Geschichte Franz Josephs Klinglin, Königl. Prätors in Straßburg, von 1725 bis 1752.

Franz Joseph Klinglin war ein Mann, von großen Talenten, der aber den Pracht außerordentlich liebte. Fürstliche Gebäude, ein glänzender Hofstaat und verschwenderische Gastmahle verschlangen ungeheure Summen. Hätte er selbst große Reichthümer beseßen, so wäre er für Straßburg ein nützlicher Mann gewesen; er wußte das Geld unter die Leute zu bringen; tausende fanden durch ihn Arbeit und Brod; Handlung, Künste und Handwerker blüheten unter seiner Regierung mehr als jemalen. Er war daher bei einem großen Theil der Bürgerschaft ungemein beliebt; da er aber selbst kein großes Vermögen besaß, und seine Einkünfte bei weitem nicht zureichten, so suchte er sich, durch alle nur möglichen Ränke, zum Schaden gemeiner Stadt, zu bereichern.

Er hatte einige Glieder des Magistrats und einige der ersten Beamten der Stadt in sein Interesse zu ziehen gewußt, durch deren Hülfe er mit den Einkünften und Gütern Straßburgs

nach seinem Belieben schalten und walten konnte. Seine fürstlichen Schlösser bauete er gröstentheils mit den Materialien der Stadt, und die Arbeitsleute wurden aus der Stadt Kasse bezahlt; er bewog den Magistrat die Einkünfte der Stadt zu verpachten, und diese Pacht, bei der sich etwas ansehnliches gewinnen ließ, zog er und seine Kreaturen an sich; wer ein Amt haben wollte, der mußte es dem Prätor abkaufen; Waldungen, Felder, Gärten, Mühlen und andere Gebäude, welche gemeiner Stadt gehörten, wurden wohlfeil verkauft, aber der Käufer mußte jedesmal dem Prätor mit Gold die Hände füllen. In alle Theile der Verwaltung that er ungerechte Eingriffe; überall hatte er einige seiner Mitschuldigen angestellt; uneingeschränkt herrschte er über den Magistrat, den er durch sein Ansehn bei Hof in knechtischer Unterwürfigkeit zu erhalten wußte; die Allgewalt des Königlichen Prätors mußte jeder anerkennen und vor dessen Ungnade zittern, denn wer seinen Absichten im Wege stand, den suchte er zu stürzen.

Gleichwohl fanden sich einige rechtschaffene, muthige Männer, die sich den verderblichen Unternehmungen des Prätors mit Muth und Klugheit beständig widersezten, und ihn

auch endlich völlig entlarvten. Die Namen dieser Edeln sind in dem **Protokoll bei Räth und Ein und zwanzig** unter dem 26. Jan. 1741, Fol. 76, aufgezeichnet, wovon ich hier das Wesentlichste im Auszug mittheile:

Herr Städtmeister von **Hürtigheim** sagte unter anderm:

„Da es dem Hrn. Prætori Regio gefällen, „mich und andere meiner Hrn. Kollegen am „Hofe zu verschwärzen, so finde ich mich ge„drungen demselben zu erklären, daß ich Seine „Majestät unaufhörlich anrufen werde, des „Herrn Prætoris Regii, so wie auch unsere „Aufführung, und die Verwaltung unsrer „wichtigen Aemter, nach dem strengsten Recht „untersuchen zu lassen: damit einmal alles, „was ein jeder von uns Gutes oder Uebels ge„than hat, an den Tag komme, und dafür „entweder Lob oder Tadel, Belohnung oder „Strafe und Verdammung empfahe.„

Herr Einundzwanziger **Böckel** stimmte Obigem bei, und sagte: „Es würde hoch nöthig „seyn, des Herrn Prætoris Regii bisher ge„führte Conduite zu untersuchen.„

„Die beeden Städtmeister **von Wurm-**

„ ser und von Bock waren gleichfalls dieser
„ Meinung. * „

Diese Männer wurden freilich durch einen Machtspruch vom Hof plözlich darniedergeschlagen und zum Schweigen gebracht; sie giengen auch einer um den andern mit Tod ab: allein die Vorsehung erweckte wieder andere, die sich den ungerechten Anmaßungen des Prätors widersezten.

Indessen herrschte von dieser Zeit an, bis zu dem Sturz des Prätors, unter den Gliedern des Magistrats eine große Uneinigkeit, die mit jedem Jahre größer wurde. Einige derselben hiengen ihm an, und waren die Werkzeuge seines Despotism; andere arbeiteten ihm entgegen, ohne gleichwohl etwas ausrichten zu können; noch andere waren schwache Leute, die aus Furcht vor der Ungnade des Prätors, alle seine Vorschläge niederträchtiger Weise annahmen und unterstüzten; er selbst aber verließ sich auf seinen mächtigen Einfluß am Hofe des Königes, den er durch reichliche Goldflüße immer zu unterhalten und zu vermehren wußte. Dort schilderte er den Reichthum der Straßburger als ganz unerschöpf-

* So weit Protokoll.

lich, jene Männer aber, die sich ihme widersezten, als unruhige, habsüchtige Leute, und so handelte er nach wie vor, bis endlich der völlig zerrüttete Finanz-Zustand der Stadt, durch die vielen Klagschriften dieser Männer *, dem Hof selbst in die Augen leuchtete, und der König dadurch bewogen wurde, einen bevollmächtigten

---

* Unter den Männern, die den Sturz des Prätors bereiteten, sind folgende besonders merkwürdig. Städtmeister, Gail; Ammeister, Faber; XIIIner Kornmann; und einige andere. Sie würden aber mit ihren Klagen bei Hof eben so wenig als die ersten durchgedrungen seyn, wenn nicht die an Höfen gewöhnlichen Kabalen ihnen den Weg gebahnt hätten.

Der Finanz-Minister, Machault, und der Kriegs-Minister d'Argenson waren einander todtfeind; der Intendant des Elsaßes, Serilly, war ein Freund des Ersten, und Klinglin eine Kreatur des Leztern. Der Finanz-Minister wußte, daß der Magistrat von Straßburg mit der Aufführung des Prätors sehr unzufrieden war; er ließ also durch den Intendanten den Proceß gegen den Prätor einleiten, um durch ihn auch den Kriegsminister d'Argenson zu stürzen; in dieser Absicht brachte er die Klagen jener Männer vor den Thron; und so wurde Klinglin durch eben die Kabale gestürzt, durch welche er sich vorher so fürchterlich gemacht hatte.

Kommissarius nach Straßburg zu senden, der alles, was in das Finanz-Wesen einschlug, genau untersuchen, und dem Könige Bericht darüber erstatten sollte.

Hiervon benachrichtigte der König den Magistrat in einem sehr höflichen Schreiben vom 8. Januar 1752; in welchem er demselben meldete, daß er den Herrn Courchelet, Parlaments-Rath von Besançon, bevollmächtiget habe, den Finanz-Zustand seiner lieben Stadt Straßburg zu untersuchen; versicherte aber zugleich, daß den Rechten und Privilegien dieser Stadt kein Nachtheil daraus entstehen sollte; auch befahl er, daß man dem Kommissarius alle Schriften und Aufschlüsse, welche derselbe benöthiget seyn würde, mittheilen sollte.

Auszüge aus dem Tagebuch des ehmaligen General-Advokaten, Holt, vom Jahr 1752.

Als darauf den 24 Januar der Königl. Kommissarius hier ankam, und bei versammeltem Rath seine Vollmacht vorgelegt hatte, verlangte er einen genauen Etat, so wohl über die Einkünfte der Stadt, als über derselben ordentliche und außerordentliche Ausgaben, seit zwanzig

Jahren; ferner über die Beschaffenheit und den Kaufpreiß aller, während dieser Zeit, verkauften Stadtgüter, nebst dem Bericht, wozu diese Kapitalien verwendet worden; einen Etat über die Auflagen der Bürger; eine deutliche Erklärung über die Amtsverrichtungen eines Königl. Prätors und Sindicus, wie auch über alle die neuen Aemter, die derselbe errichtet habe.

Um alle diese Schriften in der möglichst kurzen Zeit auszufertigen, und dem Herrn Kommissarius alle Erläuterung zu geben, die derselbe etwa verlangen könnte, wurde eine Deputation von acht Magistratspersonen niedergesezt, die mit dem Königl. Kommissarius gemeinschaftlich an diesem Geschäfte arbeiten sollten.

Den 12. Febr. wurde der Sekretarius, **Friderici**, der ein Anhänger des Prätors war, von der Kammer der Herren **Fünfzehn**, seines Diensts entsetzt. Er wurde angeklagt, daß er Gratifikationen und Präsente annehme, wodurch er diese Kammer in einen bösen Ruf bringe, und bei der Bürgerschaft verhaßt mache. Er führe bei den Sessionen kein ordentliches Protokoll; den Partheien liefere er die verlangten Bescheide erst nach einigen Wochen, und nach eigener Willkühr aus; ja, er verkaufe jeden gün-

stigen Spruch sehr theuer. So habe ihm erst kürzlich ein Bürger zu Erlangung eines gewissen Begehrens 7440 Livr. bezahlen müßen. Als hernach das Gerücht gieng, **Friderici** werde deswegen zur Verantwortung gezogen werden, brachte dieser dem Bürger erst vor einigen Tagen einen Wechselbrief, vom vorigen Jahr datirt, als ob er diese Summa entlehnt hätte. So habe auch Friderici vor einem Jahr ein Gültgut ausgetauscht, woran gemeine Stadt einen Schaden von 6000 Livres erlitten habe. **Siehe Protoc. 1751. den 12 Febr.**

Den 22. Febr. ließ der Commissarius den Consulent **Moog**; den Einnehmer im Salzhaus, **Daudet**, und **Kapaun**, Einnehmer beym Accis, im Namen des Königes, gefänglich in die Citadelle führen, wo sie von einander abgesondert genau bewacht und den folgenden Tag verhört wurden; Moog und Kapaun gestanden dem Königl. Commissar, daß **Daudet** zu ihnen gesagt habe: „Der Prätor ziehe weit weniger Vortheil „von der großen Pacht als man sich vorstelle, „indem er dem Minister d'Argenson 60,000 „Liv. davon geben müße.„ Daudet bekannte, daß er auf Befehl des Prätors dem Moog und Kapaun dieses gesagt habe.

Die Folge dieses Verhörs war, daß Freitags den 25. Febr. auch der Prätor, als er eben in den Wagen steigen, und auf die Jagd fahren wollte, von zween Aide-Majors angehalten, auf Befehl des Kommissarius in die Citadelle geführt, und dem dasigen Kommandanten, de Fienne zur Verwahrung übergeben, bis die für ihn und seinen Kammerdiener zubereiteten Zimmer, mit vergitterten Fenstern, fertig waren, wohin er noch denselben Abend gebracht, und von 12 Soldaten mit aufgepflanztem Bajonet und vier Unterofficieren bewacht wurde.

Den folgenden Tag nahm der Sohn des Prätors, der Städtmeister Klinglin, vermöge der ihm von dem Könige im Jahr 1744 ertheilten Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters, als Königlicher Prätor, Sitz und Stimme im Rath, wiewohl er diese Würde nicht länger als 22 Tage bekleidete, weil auch er den 20 Merz auf Befehl des Hofs in die Citadelle gebracht, und in einem besondern Hause scharf bewacht wurde.

Den 2ten Merz schickte man dem Prätor Holz in die Citadelle. Unter dem Abladen schien der Kutscher auf einen Kloz ganz besonders aufmerksam zu seyn; die dabei stehende Schildwache bemerkte es, und ergriff den Kloz, der ihr aber

entfiel, und im Fallen voneinander plazte; und siehe, ein ganzer Pack Briefe, mit der Adresse des Prätors, fiel heraus. Diese Briefe schickte der Königl. Kommissar uneröffnet nach Hofe, und nach einigen Tagen kam Befehl vom Könige, daß der Gefangene enger eingeschlossen, und ihme auch ein Theil des Tageslicht entzogen werden sollte.

Den 24. April ernannte der König den Abbe **Regemorte**, Probst vom jungen St. Peter, zum einstweiligen Prätor der Stadt Straßburg, während der Gefangenschaft der **Herren Klinglin**.

Unterdessen fuhr der Königliche Kommissar mit den acht Deputirten eifrig fort, die nöthigen Erläuterungen einzuziehen, und Verhöre anzustellen, durch welche das Verhalten des Prätors Klinglin, seit 20 Jahren in ein helleres Licht gesetzt werden konnte. Ich theile meinen Lesern hier einen kleinen Auszug aus den vielen Proceß-Schriften mit, die in diesem Geschäfte eingegeben worden sind; und dann urtheile der unbefangene Leser, wie schändlich Klinglin sich selbst gebrandmarkt habe; und der **öffentliche Beamte** der so, wie **Klinglin** handelt, bedenke, daß die Nachwelt ihn eben so brandmarken werde, wenn es auch bei seinem Leben nicht geschehen sollte.

Ueber den Tausch des Dorfs Höhnheim, gegen Illkirch und Grafenstaden 1735.

Aus einem Memorial von dem General Advokaten Holdt.

Im Jahr 1733 verlangte der Prätor von dem Magistrat die Lehnung der Dörfer Illkirch und Grafenstaden, auf hundert und ein Jahr. Einige Glieder des Magistrats widersetzten sich diesem Ansinnen des Prätors, indem sie behaupteten, daß der Magistrat nicht befugt seye, die Güter der Gemeine solchergestalt zu veräußern; allein Klinglin zürnte sehr über diesen Frevel, und ließ jene Männer seinen großen Unwillen, sogar durch ausgestoßene Drohungen, empfinden.

Aus Furcht und Schwachheit ergab sich endlich der Magistrat in den Willen des Prätors; die Lehnung wurde beschlossen und auf der Kontraktstube verschrieben. Allein bald hernach hob Klinglin diese Lehnung selbst wieder auf, weil, wie er sagte, die Pacht zu hoch angesezt sei, und unter der Bürgerschaft böse Reden gehöret würden. Inzwischen war dieß eine bloße Verstellung; er hatte sich unterdessen einen Plan entworfen, nach welchem er diese Dörfer als ein ewiges Eigenthum an seine Familie zu bringen

gedachte. Zu diesem Zwek zu gelangen, schrieb er ohne Vorwissen des Magistrats an den Hof; und, wie es aus dem Brief des Ministers deutlich erhellet, so gab er vor, der Magistrat wünsche das Dorf Illkirch (von Grafenstaden sagte er wohlbedächtlich kein Wort) gegen das ihm zugehörige Höhnheim zu vertauschen; und da beide Güter gleiche Einkünfte hätten, so wollte er sich den Tausch dieser Dörfer gefallen lassen, wenn der König seine Einwilligung dazu geben wollte. Der Marschall du Bourg, des Prätors Schwager, betrieb diese Sache am Hof, und nun kam ein Schreiben vom Minister an den Magistrat, in welchem er demselben meldete, daß der König in den vorhabenden Tausch der Dörfer Illkirch und Höhnheim sehr gerne einwillige, weil, wie man ihn berichtet habe, beide Dörfer gleiche Einkünfte hätten. Zugleich ermahnte er den Magistrat, dem Prätor bei dieser Gelegenheit alle Erkenntlichkeit und geneigten Willen zu erzeigen, den er durch seine väterliche Sorgfalt für gemeiner Stadt Wohl so sehr verdiene; und am Schluß des Briefs hieß es, daß Ihro Majestät hieran ein besonderes Wohlgefallen haben würde. An dem nemlichen Morgen überschickte auch der Prätor ein weitläufiges Me-

morial, in welchem er um den Tausch der beiden Dörfer Illkirch und Grafenstaden gegen Höhnheim in sehr höflichen Ausdrüken anhielt. Die Furcht vor der Ungnade des Königs und dem Zorn des Prätors bewog den Magistrat, den 21. April 1735 den verlangten Tausch der zwei bemeldten Dörfer gegen Höhnheim und den dritten Theil des Zehnten von Hüttenheim zu bewilligen. Es wurden sogleich von beiden Theilen Deputirte ernannt, welche die verschiedenen Einkünfte der zu vertauschenden Ortschaften abschäzen sollten. Nach den, über dieses Geschäfte ausgestellten Rechnungen ergab es sich, daß die Einkünfte von Illkirch und Grafenstaden nur 4297 Liv., die von Höhnheim hingegen 5113 Liv. 16 S., also 816 Liv. mehr als die ersten betragen sollten. Da nun Klinglin keine weitere Schadloshaltung verlangte, sondern den Tausch gleich aufgehen lassen wollte, so bekam seine Schelmerei noch den Schein einer großmüthigen Handlung, welche der Magistrat in tiefer Demuth zu erkennen nicht ermangeln durfte. Indessen ist zu bemerken, daß bei dieser Abschäzung die Einkünfte von Höhnheim aufs höchste, die der Stadt Dörfer aufs mindeste angesezt, und die Rechte Straßburgs auf die Illkircher Wal-

dung, die Jagd und die Schweinmast betreffend, ganz übergangen worden. Denn bei einer spätern Abschäzung zeigte sichs, daß die Einkünfte der beeden Dörfer Illkirch und Grafenstaden auf 8581 Liv. 10 S., * die von Höhnheim hingegen, samt dem dritten Theil des Zehnten von Hüttigheim nur 5860 Liv. 11 S. betrugen.

Die Besiznehmung beider Herrschaften gieng an Michaelis Tage des bemeldten Jahres auf die feierlichste Weise vor sich. Der Magistrat gab jedem Einwohner von Höhnheim ein Brod und 5 Schilling, welches Geschenke, das 88 Liv. 4 S. ausmachte, bei den neuen Unterthanen der Stadt viel guten Willen erwekte. Der Prätor gab dem Magistrat auf dem Schloß zu Illkirch eine prächtige Mahlzeit, aber die an diesem Tage aufgelaufenen Kosten, mußte die Stadt, aus Erkenntlichkeit gegen den Prätor, mit 1149 Liv. 8 S. allein bezahlen.

Kaum hatte Klinglin seine neue Herrschaft in Besiz genommen, so fieng er an, seine herr-

---

* Paulus Bek in seinem bekannten Faktum sagt: Die Illkircher Einkünfte hätten sich auf 20,000 Liv. belaufen. Dieß ist übertrieben. Doch — unter Klinglins harter Regierung könnte es wohl seyn.

schaftlichen Rechte in ihrem weitesten Umfange und mit der grösten Strenge auszuüben. Er legte eine neue Auflage auf das Vieh; jeder der sich verheurathen wollte, mußte bei ihm die Erlaubnis holen, und ihme das Bürgerrecht abkaufen. Die Bauern sträubten sich anfänglich gegen diese Einschränkung ihrer Rechte und Freiheiten; schloßen aber doch endlich einen Vergleich mit ihrem neuen Herrn, in welchem sie ihme noch größere Vortheile über sich einräumten. Allein der unersättliche Mann sahe den Wohlstand seiner Bauern mit scheelen Augen an, und that immer neue Eingriffe in ihre natürlichen Rechte; belegte sie mit ungeheuren Geldstrafen, wenn sie die geringste seiner Verordnungen übertraten; zog das Eigenthum der Gemeinen an sich, und verbot ihnen zulezt in ihrem eigenen Walde Holz zu holen. Endlich entgieng den Bauern die Geduld, und nun fiengen sie mit ihrem Herrn einen Proceß an. Klinglin hingegen behandelte sie als Rebellen, und klagte sie als solche bei dem Reichskanzler an; sie appellirten an den hohen Rath zu Kolmar, bei welchem **Christoph Klinglin**, der Bruder des Prätors, Präsident war; allein auf Befehl des Kanzlers wurde ihre Klage nicht angenommen; wollten sie ihren

Proceß fortsezen, so mußten sie sich an das Parlament zu Besançon wenden, und dieses thaten sie auch, obgleich wegen der weiten Entfernung und der ihnen ganz unbekannten französischen Sprache dieser weitläufige Proceß sehr kostspielig werden mußte. Endlich beredete sie Klinglin, noch vor dem Ausgang des Processes, zu einem abermaligen Vergleich, nach welchem die Bauern, deren Zustand nun schon sehr weit herunter gebracht war, die aufgehäuften Proceß-Kosten bezahlen mußten. Achtzehn Jahre hernach verlangte der Magistrat, die Aufhebung jenes schädlichen Tauschs der Dörfer Illkirch und Grafenstaden gegen Hönheim. Hiemit gerieth die Stadt mit der Klinglinischen Familie in einen langwierigen Proceß, der aber den 1. Febr. 1765 zum Vortheil der Stadt entschieden wurde, und den 9. Merz geschahe die feierliche Auswechslung und Besiznehmung der Herrschaft Illkirch und Grafenstaden zum grösten Vergnügen der dasigen Einwohner, deren drückende Lasten sogleich um ein merkliches erleichtert wurden.

Im Monat Julius 1793, kaufte die Gemeine Illkirch, in einer Versteigerung, das Bildnis ihres ehemaligen Herren, um wie ein Bauer sich ausdrükte, unsern Kindern sagen zu können: „Sehet, „das ist der Mann, der uns zu Grunde rich„tete!„

Ueber

Ueber die Erbauung des Hotels, in welchem heut zu Tage die Niederrheinische Departements-Verwaltung ist.

Aus dem Protok. der XIII Kammer von den Jahren 1730, und 1736.

Bis auf das Jahr 1730 hatte der Prätor, so wie auch sein Vater, Johann Baptista Klinglin vor ihm, jährlich 800 Liv. Hauszinß, nun aber beklagte sich Franz Joseph Klinglin über seine ungesunde baufällige Wohnung und sagte daß er willens wäre, ein neues Hauß, an einem bequemen Platz, der mitten in der Stadt läge, zu erbauen; da ihm nun der alte Mauerhof zu diesem Zwek sehr geschickt zu seyn dünke; so wünsche er, daß ihm meine Herren denselben käuflich überlassen möchten.

Nachdem dieses Begehren des Prätors in Bedacht genommen wurde, warf man zuerst die Frage auf; ob meine Herren auch befugt seyen, ohne höhere Erlaubnis, ein, gemeiner Stadt gehöriges Gut zu veräußern? Darauf antworteten die General-Advokaten auf folgende sehr merkwürdige Weise: „Die Gemeinen Stadtgüter „seien zweierlei Natur; einige seien Patrimonialgüter, diese wären bloß zum Nutzen und „zum Vergnügen meiner Herren da, und die

„ Gemeine hätte ganz und gar keinen Anspruch „ an diese Güter; der Magistrat habe auch voll„ kommene Freiheit, über die Patrimonialgü„ ter zu disponiren, (?) dieses zu beweisen, wur„ den viele Beispiele angeführt. Ganz anders „ verhalte es sich mit den Gemeingütern der **an„ dern Klasse**; diese seien bona universita„ tis, **(zum allgemeinen Nuzen)** und ein „ Eigenthum der Gemeine; diese dörfen meine „ Herren, ohne besondere Erlaubnis vom Kö„ nige, nicht veräußern. Da nun der **Mauer„ hof** unstreitig ein **Patrimonialgut** seie, „ welches dem Magistrat angehöre, (?) so könne „ derselbe allerdings dem Herrn Prätor über„ lassen werden.„ Nachdeme diese zweifelhafte Frage solchergestalt weislich entschieden ward; so wurde endlich, nach einer langen Berathschlagung beschlossen, daß man die Baumaterialien der Stadt an einen andern Ort, auf der gegen überstehenden Seite des Grabens transportiren, den bisherigen Mauerhof aber, der **drei und ein sechstels Acker** Grund enthält, dem Herrn Prätor, gegen Erlegung eines jährlichen, ewig unablöslichen **Bodenzinßes von 100 Liv.** erb- und eigenthümlich zu überlassen.

Klinglin war mit diesem Schluß des Magistrats sehr wohl zufrieden, und fieng sogleich an, auf Kosten gemeiner Stadt, das prächtige Gebäude aufzuführen. Allein sechs Jahre hernach, da das Hotel noch nicht ganz fertig war, beschwerte er sich über den allzuhoch angesetzten Bodenzinß, und verlangte, daß derselbe entweder ganz gehoben, oder doch merklich verringert werden sollte. Der Magistrat, durch die Großmuth des Prätors bewogen, da er bei dem, voriges Jahr geschehenen Tausch der Dörfer Illkirch und Grafenstaden gegen Hönheim, gemeiner Stadt einen jährlichen Vortheil von 700 Liv., ohne Ersaz habe zufließen lassen, sezte nun, aus Erkenntlichkeit, den bestimmten Bodenzins von 100 Liv. auf fünf Schillinge herab, und so wurde denn auch diese Schwierigkeit gehoben. Protok. XIII. Kammer 1736.

Daß Klinglin dieses Hotel und alle andern Gebäude und Schlösser auf Kösten gemeiner Stadt erbauet habe, wußte damals schon jeder Bürger; aber während seiner Gefangenschaft wurde er, durch die häufig angestellten Verhöre, auch in diesem Punkt seiner Betrügereien gerichtlich überwiesen. Hier folget ein getreuer Aus-

zug aus dem Conferenz=Protokoll der acht Deputirten, vom 7. Febr. 1752. *

Angestelltes Verhör mit der Stadt Handwerksleuten.

Nachdeme alle Arbeiter der Stadt vorgefordert, und jedem derselben ein feierlicher Eid, ohne Ansehn der Person, die reine Wahrheit zu sagen, abgenommen wurde, so that jeder für sich folgende Erklärung, die er mit seines Namens Unterschrift bestätigte.

Biermeier, der **Stadtlohner** bekennet, daß er dem Prätor sowohl Materialien geliefert, als viele Arbeit verfertiget habe, die auf Befehl der Ober-Bauherren von dem Pfenningthurn bezahlt worden seie. Er verspricht ein richtiges Verzeichnis davon zu dem Protokoll zu liefern.

Werner, der **Werkmeister** sagte: er habe in der kurzen Zeit, seit dem er dieses Amt verwalte, sehr viel für den Prätor gearbeitet, welches ihm auf Befehl der Ober=Bauherren von dem Pfenningthurn bezahlt worden sei; er könne sich jezt desselben nicht alles erinnern, wolle aber ein ge-

* Dieses Conferenz=Protokoll ist dem Protokoll der Herren Räth und Einundzwanzig von 1752 angehängt worden.

naues Verzeichnis zu meiner Herrn Protokoll liefern.

Schott, der **Brückenmeister** bekannte ebenfalls, daß er in des Prätors Hotel, sowohl als auf Illkirch, Oberhergheim und in die Menagerie manches gemacht habe, das von gemeiner Stadt-Kasse bezahlt worden seie; er wolle es schriftlich zum Protokoll bringen.

Loger der **Stadtschreiner** sagte: Auf Oberhergheim habe er nichts, aber in das hiesige Hotel und sonst viele Arbeiten, als Kreuzstöcke und Getäfel, geliefert, welche gröstentheils von dem Pfenningthurn bezahlt worden sei. Er verspricht einen genauen Etat einzugeben.

Fischer der **Schreinermeister** und

Kräutler, der **Dreher**, wollten nicht mit der Sprache heraus, vorgebend, sie könnten sich jezt nicht erinnern. Ihnen wurde unter Bedrohung harter Strafe befohlen, der Wahrheit gemäß einen schriftlichen Aufsaz einzugeben.

Gayneau der **Sattler**, gestehet, daß er auf Befehl der Ober-Bauherren, in des Prätors Stall einiges gemacht habe, das vom Pfenningthurn bezahlt worden; er will es schriftlich eingeben.

Kugler, der **Kupferschmidt**, bekennet, er habe kürzlich einen kupfernen Bauchkessel, in des

Prätors Wäschküche gemacht, welches ihm der Stadtlohner befohlen habe, aber sonst sei ihm nichts bewußt.

Hennige, der Stadtspengler bezeugt, daß er sehr viele Arbeit für den Prätor verfertiget habe, welche ihm theils von Klinglin selbst, theils von dem Stadtlohner sei bezahlt worden. Ihm wurde befohlen, von Leztern einen genauen Etat einzugeben.

Erichson der Schreinermeister sagt: Er habe vieles für den Prätor gearbeitet, welches dieser ihm aber selbst bezahlt habe; ein einigesmal habe er zu einer gewissen Bestellung 50 Dielen auf dem Brukhof abholen müßen: da man ihme aber hernach mehreres dergleichen zugemuthet, das wider sein Gewissen gewesen wäre, so habe er lieber die Arbeit fahren lassen, als sein Gewissen beschweren wollen.

Heil dir, rechtschaffener Mann! Wie schwer würde dem Prätor die Ausführung seiner Betrügereien geworden seyn, wenn er es mit lauter solchen ehrlichen Leuten zu thun gehabt hätte! O Schade, daß es deren jederzeit nur sehr wenige giebt!

Pfaut, der Glaser gestehet, daß er sowohl in das Hotel, als auf Illkirch sehr viele Arbeit

gemacht habe; die erstere sei ihme von dem Pfenningthurn bezahlt worden, die andere wäre man ihm noch schuldig. Ihm wird befohlen, von jener ein schriftliches Verzeichnis einzugeben, diese aber an den Prätor zu fordern.

Falkenhauer, der Schlosser bezeuget, er habe auf Befehl der Ober-Bauherren und des Stadtlohners viele Arbeit für den Prätor gemacht, die aus gemeiner Stadt-Kasse sei bezahlt worden; er wolle seine Bücher darüber zu rathe ziehen, und alles schriftlich zu meiner Herren Protokoll liefern.

Aker, der Stadt-Töpfer bekennet das nemliche, und verspricht ein gleiches zu thun.

Kramp, der, schon seit 44 Jahren, auf dem Mauerhof dienende Hofknecht, antwortet auf Befragen: Es seie zwar alles, was dem Prätor von dem Mauerhof gemacht und geliefert worden sei, in ein besonderes Buch eingeschrieben worden; allein dieses Buch wäre nicht mehr vorhanden. Der verstorbene Lohner, Namens Pflug, habe es, da er einen neuen Schreiber bekommen, hinweggethan. So viel sei ihm aber wohl bewußt, daß eine erstaunliche Menge Baumaterialien, als Steine, Staffeln, Kalk, Gips, Blei und andere Dinge, von dem Mauerhof zu

dem Bau des Hotels sowohl, als auch nach Oberhergheim, Jllkirch und in die Menagerie geliefert worden seie. Er wisse gewiß, daß aller Gips zu diesen Gebäuden auf dem Mauerhof gebrandt, und auf mehr als 20 Wägen von den Gartnern bei Nacht fortgeführt worden sei. Auch gemeiner Stadt Arbeitsleute habe man bei diesen Gebäuden angestellt; damit es aber nicht zu deutlich in die Augen fallen möchte, so habe man auch einige fremde Arbeiter angenommen. Alles dieses bezeuge er mit seines Namens Unterschrift.

Jakob Kramp;

so weit Conferenz-Protokoll.

Was die weitere Geschichte des von **Klinglin** erbauten **Hotels** betrift, so erhellet aus den Protokollen, daß der Prätor dieses Gebäude im Jahr 1744 dem Magistrat aufdrang; der es ihm um **zweimal hundert tausend Livres** abkaufen, und ihme hernach als das beständige **Prätorathauß** wieder einräumen mußte. Als es nach dem Tode Klinglins von dem Minister für den jeweiligen **Intendanten** begehrt, und demselben eingeräumt wurde, mußten im Jahr 1758 wieder neue Erweiterungen und Verbesserungen gemacht werden, welche 150 **tausend**

Liv. kosteten. Hieraus folgt nun, daß dieses Hotel die Gemeine-Kasse wenigstens eine halbe Million Liv. gekostet habe.

Auszüge des Zeugenverhörs wegen verkaufter Stadtgüter.

Aus dem Conferenz-Protokoll der acht Deputirten 1752.

Nachdem der Etat über die, seit 20 Jahren verkauften Häuser, Güter, Wälder und Mühlen eingegeben ward, so wurde eine genaue Untersuchung jedes veräußerten Stadtguts angestellt, und die Personen, welche dieselben an sich gekauft hatten, vorgeladen und jede besonders verhört. Hier folgen auch einige Auszüge aus dem Conferenz-Protokoll, zur Probe.

St. Janin, ein Handelsmann, der einen, gemeiner Stadt gehörigen Plaz, in der Schlossergaße, neben der Kontraktstube, um 6000 Liv. gekauft hatte, bekennet: daß er, um diesen Plaz wohlfeil zu bekommen, dem Prätor 4000 Liv. als Erkenntlichkeit gegeben, und ihme durch Herrn Lambert zugeschikt habe.

Anton Ducre erkläret: er habe für den, von gemeiner Stadt erkauften Plaz, bei dem Pfenningthurn, auf welchem jezt ein neuerbau-

tes Hauß stehe, 9600 Liv. bezahlt; **dem Prätor** aber habe er, als eine **Erkenntlichkeit** 6000 **Liv.** geben müßen; an welcher Summe gleichwohl Hr. Fünfzehner Kiehn und Paulus Bek mit beigetragen hätten.

Joh. Heinrich Cladi, der Zukerbek, antwortet auf Befragen: er habe der Stadt ein, auf dem Neuenmarkt stehendes altes Haus abgekauft, und nachher neu erbauet. Den Kauf habe er mit dem bekannten Paulus Bek bloß mündlich dahin geschloßen, daß er sich verpflichte, sowohl für den Kaufschilling, als für die, dem **Prätor** zukommende **Erkenntlichkeit** 15,000 Liv. zu bezahlen. Darauf seie ihm das Hauß um 11,000 Liv. zugeschrieben worden; 4000 Liv. aber hätte er dem Prätor durch oberwähnten Paulus Bek einhändigen lassen.

Jaques Villiame, des Lederhändlers Wittwe bezeugt: daß ihr verstorbener Mann das, unten an dem Bischofshof gelegene Wollhauß von gemeiner Stadt um 10,000 Liv. erkauft und bezahlt habe; daß er **dem Prätor als Erkenntlichkeit** 2000 **Liv.** durch XVner **Städel** zugeschikt hätte, wie beigelegte Quittung ausweise; über dieses habe ihr seeliger Mann auch noch eine **Schuld des Prätors von** 1600

Liv., wegen diesem Kauf ausstreichen müßen, welches meine Herren im Schuldbuch einsehen könnten. Dagegen war aber der Prätor auch so gütig, dem Käufer die Erlassung des Pfundzolls und eine vierzig jährige Befreiung von der Einquartirung, auf gemeiner Stadt Kosten, zu verschaffen. *

Johann Daniel Kostmann, der Gartenmann sagt: er habe den **Garten** vor dem Mezgerthor, der ehmals zur Baumschule gehörte, um 600 Liv. gekauft, und auf dem Pfenningthurn bezahlt, wobei er aber, weil es meine Herren zu wissen verlangen, nicht bergen könne, daß er, um zu diesem Kauf zu gelangen, **dem Prätor** 1800 **Liv., durch den Fünfzehner Städel** gegeben habe, wie dessen eigene Handschrift ausweise.

Johann Daniel Ehrmann, der Courtier, antwortet auf Befragen: er habe das Hauß an der Spiegelgaße um 4000 Liv. von gemeiner Stadt gekauft und bezahlt. **Dem Prätor** habe er um zu diesem Kauf zu gelangen, 50 **Louisdor**, dem **Städtmeister Klinglin** 20 und dem **Sekretarius Friderici** 12 Louisdor gegeben.

Als er die **kleinen Baraquen** (Barchet-Läd-

* Oecon. Prot. 1749. Fol. 20.

lein) auf dem alten Kornmarkt gekauft, und mit 36000 Liv. bezahlt habe, habe er **dem Prätor noch** 10,000 und seinem Sohn, dem **Städtmeister** 3000 Liv., durch den **Fünfzehner Städel**, gegeben, wie dessen Quittung ausweise. Als er hernach diese Baraquen anders bauen und zum Nuzen einrichten lassen wollte, habe er dem **Fünfzehner Städel** abermals 50 Louisdor für den Prätor in die Hände gedrükt, um einen, von ihm unterschriebenen, erwünschten **Plan zu bekommen**, welches solchergestalt auch geschehen sey. Diesem fügte er noch bei: daß er wohl wisse, daß ihm dieser Handel keine Ehre mache; er seye aber gleichsam überfallen worden; er wolle desfalls das ganze Faktum, wie es sich zugetragen habe, zum Protokoll liefern.

Bericht, über den Verkauf des Schutterwalds.

Aus den Originalschriften.

Ich Unterschriebener bescheine hiemit, daß ich auf Befehl Jhro Gnaden, Herrn **Städtmeisters von Gail** zu **Schutterwald** gewesen, um mich zu erkundigen, wie viel die dasige Gemeine für den erkauften **Schutterwald** bezahlt habe. Da ich dann von **Georg Huk**, dem da-

figen Gerichtsmann, der bei dem Kauf und bei der Verschreibung gegenwärtig gewesen, erfahren habe: daß die Stadt Straßburg 20,000 Gulden Kaufschilling und der Königl. Prätor 3000 Gulden Verehrung erhalten habe.

Dabei versichere ich auf meine Ehre, daß dieser Schutterwald, zwischen Brüdern, 50,000 Gulden werth sei.

Straßburg, den 5. Febr. 1752.

Michael Jokers, Schultheiß zu Haselhurst, und Waldförster des Stifts St. Marx.

Ueber den Verkauf der Mühlen.

Aus den Original-Schriften.

Die Gemeine der Stadt Straßburg hatte ehemals vier eigene Mühlen, die vor dem Jahr 1748 folgendergestalt verlehnt waren: Der Beständer von der

Dünzenmühl bezahlte jährlich

An Waizen	. . . . . .	110 Fürtl.
Korn	. . . .	110 Fürtl.
An Geld	. . . .	40 Gulden.

Spizmühle

Waizen	. . . .	70 Fürtl.
Korn	. . . .	70 Fürtl.
Geld	. . . .	24 Gulden.

Von der kleinen und großen Achträdermühle.

An Waizen	. . . . . .	132 ½ Fürtl.
Korn	. . . .	132 ½ Fürtl.
Geld	. . . .	90 Gulden.

Spitalmühle

Waizen	. . . .	66 Fürtl.
Korn	. . . .	66 Fürtl.
Geld	. . . .	30 Gulden.

Klinglin bewieß dem Magistrat, im Jahr 1748 daß diese Mühlen eine große Last für das gemeine Wesen seyen, indem ihre Unterhaltung vielmehr koste, als der gemeine Säkel davon ziehe. Er schlug daher vor alle vier Mühlen zu verkaufen, doch mit der Bedingung, daß sie die Stadt in 30 Jahren, um den nemlichen Preiß, wieder an sich ziehen könnte. Des Prätors Rath war allemal ein Befehl, er wurde also auch jezt pünktlich befolgt, und sogleich den Beständern, die alle eine 18 jährige Lehnung hatten, bekannt gemacht, und eine Erklärung von ihnen verlangt, was jeder für seine Mühle geben wollte. Jeder that ein Geboth, aber Philipp Jakob Lauth, der Dünzenmüller steigerte alle vier Mühlen, um fünfzig tausend Gulden, auf dreisig Jahre an sich, ohne daß irgend eine öffentliche Bekanntmachung oder Ver-

steigerung, wie es billig hätte geschehen sollen, vorhergegangen wäre. Der Kauf würde schleunig geschlossen und verschrieben, obgleich **Isaak Jundt**, noch zu rechter Zeit, **achtzig tausend Gulden** anbot; welches Gebot er, laut Handschrift vom 16. Merz 1752, nachdem schon vier Jahre verstrichen waren, nochmals wiederholte und bestätigte. **Lauth** hatte aber keinen Lust, sie dem **Isaak Jundt** abzutreten. Er steigerte die Mühlgült seiner Beständer dergestalt, daß z. E. **Johann Jakob Ottmann**, der **Spizmüller**, nach Ausweisung seiner Quittungen,

an Waizen	. . . . . .	175 Fürtl.
an Korn	. . . .	50 Fürtl.
und an Geld	. . . . .	200 Gulden

geben mußte.

Johann Philipp Schläber, der bisherige **Achträdermüller**, wollte indessen eine so theure Pacht nicht eingehen. Er hatte dem Magistrat 25,000 Gulden für diese Mühle angeboten; da man sie ihm aber nicht geben wollte, forderte er für die, auf Verbesserung der Mühle, angewandte Kosten 5000 Gulden, und für jedes der noch fehlenden 14 Lehnungs-Jahre 1000 Gulden; folglich zusammen 19,000 Gulden Schadloshaltung. Der Prätor fand diese For-

derung ein wenig zu hoch; doch weil er hierbei abermal eine gute Gelegenheit sahe, sich auf Kosten der Stadt einen ansehnlichen Profit zu verschaffen, so accordirte er mit **Schläbern** auf 12,000 Gulden Schadloshaltung; jedoch mit der ausdrüklichen Bedingung; **daß die Hälfte dieser Summa ihme, dem Prätor, zufließen sollte.** Schläber war es zufrieden; aber damit war die gröste Schwierigkeit noch nicht gehoben! Der Magistrat war Schläbern keine Schadloshaltung schuldig; weil in dem Kaufkontrakt ausdrüklich bedungen worden war, daß die gegenwärtigen Beständer bei ihrer Lehnung sollten erhalten werden. Erfüllte aber **Lauth** diese Bedingung nicht, so hätten ihn die Beständer gerichtlich belangen sollen. **Klinglin** durfte also nicht erwarten, daß der Magistrat seinen Accord mit dem Achträdermüller genehmigen würde. Um gleichwohl zu seinem Zweck zu gelangen, trieb er die Unverschämtheit und den Frevel aufs höchste. **Lauth** bezahlte auf Befehl des Prätors, an seinem Kaufschilling 20,000 Liv. und einige Tage hernach wieder 4000; **Klinglin** befahl den **Dreiern** des Pfenningthurns, daß man dieses Geld augenblicklich in die Oekonomie-Kammer liefern sollte; dieß geschahe;

aber,

aber, ohne den Beisizern das Geringste davon zu sagen, schickte er die ganze Summe, durch den Schweighäuser, an Joh. Philipp Schläber, der dieses Geld, gegen Quittung, annahm, aber die versprochene Hälfte mit 6000 Gulden dem Prätor sogleich wieder zurück schickte; wofür auch dieser den Schläber mit eigner Hand quittirte. Nun war aber erst noch die große Frage übrig, wie diese Summe in die Register der Oekonomie-Kammer und in die Rechnungen der Stadt gebracht werden könnte. Allein für einen Mann, wie Klinglin, war auch dieses nicht schwer. Er ließ nur die Register der Oekonomie-Kammer, durch den Sekretarius Schweighäuser, in sein Hotel bringen; verschafte sich, vermittelst eines Briefs an seinen Schwähervater, den Stadtmeister von Müllenheim, desselben Beistimmung; und nun wurde es auf seinen Befehl sogleich in das Protokoll eingetragen, * ohne daß der Magistrat ein Wort davon erfuhr.

Als drei Jahre hernach der Prätor in Verhaft, und diese Sache zur Untersuchung kam,

* Siehe Oecon. Prot. 1749. den 10. Mai. Fol. 9 u. 10.

B S B
MÜNCHEN

bekannte der Sekretarius Schweighäuser den ganzen Vorgang, und wurde, seiner Untreue wegen, seines Diensts entsezt. Joh. Philipp Schläber bestätigte nicht nur alles vorhergesagte, sondern bezeugte auch, daß er dem Prätor, um die so frühe aufgehobene Lehnung zu bekommen, damals auch tausend Liv. habe geben müßen.

In dem kleinen Memorial an den König wird Fol. 31 gesagt: „Die 450 Louisd'or, „welche der Prätor für diesen Handel bekommen „habe, seien demselben mehr am Herzen gelegen, „als das allgemeine Beste der Stadt.„ Hieraus scheinet zu erhellen: daß diese 450 Louisd'or oder 10,800 Liv. die Erkenntlichkeit gewesen seien, welche Lauth, der Dinzenmüller, dem Prätor habe geben müßen.

Aus allen diesen Umständen siehet man nun deutlich, daß bei diesem Mühlen-Verkauf gewiß niemand mehr Profit hatte, als der Herr Prätor; die Stadt wenigstens und die Beständer hatten nichts als Schaden; Lauth konnte sich seines Glücks auch nur kurze Zeit freuen, denn im Jahr 1753 kam ein königlicher Befehl, welcher diesen Kauf oder Handel vernichtete, und der Stadt, ihre Mühlen beizubehalten, befahl.

Ueber den großen Schaden der Ferme oder die Verpachtung aller Einkünfte gemeiner Stadt.

Aus einem Memorial, welches den 3. Febr. 1752 dem Königl. Commissar, Hrn. Desnans übergeben worden ist.

Noch einmal muß ich es sagen, daß die Vorschläge des Prätors jedesmal als strenge, unwiederrufliche Befehle anzusehen waren, denen man, ohne sich der grössten Gefahr auszusetzen, nicht widersprechen durfte. Und er kannte kein anderes Interesse, als sein eigenes; nur sein großes und erhabenes Ich, wurde bei seinen Vorschlägen in Betrachtung gezogen. Nichts desto weniger wußte er die Sachen immer so einzukleiden und vorzutragen, als ob er von dem reinsten Eifer für das allgemeine Beste durchdrungen wäre; seine wahren Absichten hingegen, und die Schleichwege, auf denen er dieselben zu erreichen wußte, waren nicht so leicht zu entdecken.

Im Jahr 1730 stellte Klingling dem Magistrat vor: daß so viele Unordnung in den Finanzen herrsche; daß der Stadt Einkünfte mit jedem Jahre weniger würden; und dieses käme allein daher: die heilsamsten Verordnungen würden nicht befolgt; die Zölle und die Kaufhauß-

Gebühren würden betrügerischer Weise unterschlagen, und die Beamten der Stadt suchten mehr ihren eigenen Nuzen, als das gemeine Beste. Diesem Unheil abzuhelfen, sehe er kein anderes Mittel, als die **Verpachtung** der sämtlichen Einkünfte gemeiner Stadt auf einige Jahre; ein solcher Unternehmer würde der Sache selbst mehr nachgehen; die Beamten zu ihrer Pflicht anhalten und strenge über der Vollziehung der heilsamen Verordnungen wachen. Wenn auf solche Weise die gute Ordnung wieder hergestellt seyn würde, so könnte die Stadt, wenn sie es für gut fände, die Verwaltung selbst wieder mit Nuzen übernehmen. Natürlich wurde ein so einleuchtender Vortrag alsbald angenommen, und Klinglin erreichte seinen ganzen Zwek.

Da er selbst im Sinn hatte, an dieser Pacht unter der Hand den gröſten Antheil zu nehmen, so machte er die Pacht-Bedingnisse ganz erträglich und vortheilhaft für die Pächter. **Franz Niklauß Gelb** bot der Stadt 713 mal **tausend Liv.** an, und erhielt also die Pacht auf **sechs Jahre.** Gelb und **Menet** hatten einen Theil, Klinglin aber zwei Theile an dieser Verpachtung. Der große Schaden, den die Stadt dabei leiden mußte, erhellet schon daraus, daß

sie gegen alles Recht und Billigkeit gezwungen wurde, alle Kaufhaus-Beamten, Schreiber, Zoller, Garden und andere Bedienten zu bezahlen; wodurch ein großer Theil von den 713,000 Liv. wegfiel; da im Gegentheil die Pächter die reinen Einkünfte zusamt den Strafgeldern einzogen; so, daß sie nach der mäßigsten Berechnung alle Jahr 150,000 Liv. reinen Gewinn in ihre Kassen werfen konnten. In der Stadtkellerei waren damals 4,634 Ohmen Weine, die den Stadtpächtern überlassen werden mußten. Klinglin sezte den Preiß des alten Weins auf 3 Liv. und den neuen auf 36 Sols. Durch diese geringe Abschäzung verlor die Stadtkasse, nach dem Zeugnis der Weinverständigen, wenigstens 5,150 Liv.; und gerade so gieng es auch in andern vorräthigen Artikeln.

Nach Verfluß dieser Zeit, zog die Stadt die Verwaltung ihrer Güter wieder an sich, und behielt sie bis 1747. Nun trug **Klinglin** auf eine **zweite Verpachtung** sämtlicher Stadt-Einkünfte an, und bewog, oder vielmehr, er zwang den Magistrat, einen höchst nachtheiligen Contrakt **auf neun Jahre** zu unterschreiben. **Ducre**, Schöff bei der Mezgerzunft, war dießmal der Unterhändler des Prätors, der jährlich 792,000

Liv. zu geben versprach; doch wieder unter der Bedingung, daß die Stadt die Einnehmer, Schreiber, Zoller, Garden und alle Beamten der Fermiers bezahlen, der Unternehmer aber die Strafgelder beziehen sollte. Diese Pacht dauerte nur achtzehn Monate, und doch verlohr die Stadt in dieser Zeit 66,820 Liv. 10 S.; denn in dem Jahr 1747, in welchem die Stadt ihre Einkünfte noch selbst bezog, belief sich die Einnahme auf 836,547 Liv.; nach diesem Maaßstab würde also die Stadt in dieser Zeit 1,254,820 Liv. 10 S. bekommen haben, da hingegen die Pachtgelder nur 1,188,000 Liv. betrugen. Indessen so groß dieser Verlust ist, so wurde er doch durch die Aufhebung der Pacht noch mehr vermehrt. Ducre hatte den 2 Merz 1750, ohne Vorwissen des Magistrats, seinen Antheil an dieser Pacht an Sadoul, um 32000 Liv. verkauft; dieser Sadoul war der Geschäftsträger des Prätors; durch ihn zog also Klinglin die ganze Pacht an sich, wodurch die Aufhebung ungemein erschwert wurde. Als dessen ungeachtet die Oekonomie-Kammer die Aufhebung beschloß, und den Sadoul vorfordern ließ, erklärte dieser, daß er, ohne hinlängliche Entschädigung, niemals darein willigen würde; er verwarf alle Vorstellungen,

und blieb standhaft bei seiner ersten Erklärung; denn er wußte, daß er durch das Ansehn des Prätors genugsam unterstüzt wäre. Endlich bewilligte man ihm, als sogenannte Entschädigung, eine neue Ferme, mit dem Fleisch-Accis, auf vier Jahre, um 25,000 Liv. jährlich. Hiemit hörte die große Ferme auf, aber die kleine vergrößerte den Verlust der Stadt in fünfzehn Monaten, um 43,750 Liv.; denn der Fleisch-Accis warf alle Jahr 60,000 Liv. ab. Sadoul mußte diese Fleisch-Ferme, auf Befehl des Prätors, aber wieder ohne Vorwissen des Magistrats, an Daudet den Verwalter des Salzhauses, abtreten; und dieser bekannte den Deputirten von der Oekonomie-Kammer selbst, daß er von dieser Fleisch-Ferme für seinen Antheil 30,000 Liv. Profit gezogen habe. Als darauf diese Pacht, ihrer Schädlichkeit halben, auch aufgehoben wurde, so mußte die Stadt abermal einen Verlust von 7291 Liv. 13 S. 4 Den., welche Daudet noch schuldig war, verschmerzen. Aus diesem allen erhellet, daß die Gemeine-Kasse während der 18 Monate der Großen, und 15 Monate der Accis-Pacht um 117,861 Liv. betrogen worden sei.

Unschlitt-Pacht.

Im Jahr 1742 wurde auf **Klinglins** Betreiben die **Unschlitt-Ferme** eingeführt. Den Schaden nicht zu berechnen, den die Stadt dabei leiden mußte, so gerieth sie darüber auch mit den **Mezgern** in einen schweren Proceß, der viele Jahre dauerte, und große Summen kostete; **Klinglin** hingegen, erhielt von den Unternehmern eine **Erkenntlichkeit** von 12,000 Liv.

Siehe Mem. des Magist. der Stadt Straßb. Fol. 14.

Auszug aus einem Memorial über die Holz-Lieferung, von 1746.

Die Stadt Straßburg mußte jährlich 16 bis 20 tausend Klafter Holz von Fremden erkaufen: Nun däuchte es **Klinglin** vortheilhaft, wenigstens für ihn, wenn man diese **Holzlieferung** auf einige Jahre verpachtete. Den 7. Nov. 1746 machte er bei der Oekonomie-Kammer diesen Vorschlag, mit einer geheimnisvollen Verschweigung des Namens, dessen, der diese Lieferung übernehmen wolle. Er schlug auch selbst die Bedingnisse vor, die man dem, noch immer unbekannten, Unternehmer vorschreiben könnte. **Kornmann**, Beisitzer der XV Kammer, machte zwar Einwendungen, die einige Aufmerksamkeit

erregten; als aber die Sache vor die versammelten Kammern kam, wurde sie, mit den vorgeschlagenen Bedingungen, ohne alle Widerrede, bloß mit einer Verringerung des Preises von 10 S. auf jedes Klafter angenommen. Billig hätte man die Holz-Rechnungen von 1736 bis 1746 untersuchen, und die Preise darnach bestimmen sollen; aber dieß geschahe nicht, nur die Marktpreise am Staden, und zwar die höchsten wurden vorgelegt, und nach diesen ein Contract auf 12 Jahre geschlossen. Auch meldete sich ein gewisser Lachardelle, der diese Pacht, in einem viel geringern Preiße, annehmen wollte, aber auf Klinglins Befehl wurde sein eingeschikter Akt verworfen. Endlich bei der Unterzeichnung lernte der Magistrat auch die Unternehmer kennen; es war der Amtmann von Schirmeck; der Jude Moses Blien und seine Konsorten.

Diese Pacht dauerte drei Jahre; während dieser Zeit wurde den Magistrats-Personen und andern vornehmen Beamten, für das ihnen gebührende Eichenholz, auf Klinglins Befehl, lauter Buchenholz geliefert, damit die Fermiers, welche an dieser Sorte den grösten Profit hatten, desto mehr zu liefern hätten. Die Ursache warum Klinglin die Pächter so sehr begünstigte,

war, daß sie ihm eine Erkenntlichkeit von 75,000 Liv. versprochen und bezahlt hatten. Als endlich der Magistrat, im Jahr 1750 diese schädliche Pacht aufhob, mußte er den Unternehmern eine sogenannte Schadloshaltung von 113,200 Liv. bewilligen, und über dieses noch 80,000 Klafter Holz, die den Pächtern übrig geblieben waren, um 40,000 Liv. theurer, als der gewöhnliche Preis war, annehmen.

Als man die Rechnungen der **Haagmeisterei** untersuchte, fand sichs, daß die Stadt das, von 1747 bis 1750, durch die Fermiers gelieferte Holz, um 107,421 Liv. 15 S. wohlfeiler hätte ankaufen können; indem das Klafter Buchenholz nicht mehr als 11 Liv. 12 S. Eichen und Tannen aber nur 8 Liv. galt, da doch die Stadt den Pächtern für das erste 17 Liv. 10 S. und für lezteres 13. Liv. 10 S. bezahlen mußte. Diesem nach litte die Stadt-Kasse durch diese Pacht in drei Jahren einen Schaden von 220 mal tausend, 621 Liv.

Wein-Pacht. 1747.

Siehe Oecon. Prot. 1747, den 3. Aug.

Die Stadt Straßburg bezog aus ihren Aemtern und Dorfschaften jährlich 3,500 Ohmen

Wein. Allein davon hatte sie gleichwohl keinen Nuzen. Die Ober-Weinherren waren nachläßig in Untersuchung der Rechnungen des damaligen Stadt-Kiefers, Johannes Breßle; dieser aber hielt sehr übel Haus, und da er endlich seine Rechnung vorlegen mußte, fand man sie in der grösten Unordnung. Die durch ihn, auf Rechnung der Stadt, verkauften Weine waren nur schlechtweg Ohmenweiß angegeben, ohne des Jahrgangs oder der Güte desselben zu gedenken. Von dem Jahr 1736 an, bis 1745, rechnete er 1818 Ohmen und 6 Maaß Drusen, und 1803 Ohmen 3 Maaß Abgang; überdieses für Taglohn, Herbstkosten und neue Fässer 6239 Pfund Pfenning, oder 24,956 Liv. 16 S.; und gleichwohl fanden sich in den Amtei-Rechnungen auch noch beträchtliche Summen für Herbstkosten.

Es ist traurig, daß die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte fast immer den gewissenlosesten, trugvollsten, schlechtesten Menschen, und so selten dem treuen und redlichen Bürger zu Theil wird. So war es aber zu allen Zeiten, in allen Staaten; in Republiken und Monarchien — so ist es noch — und so wird es ferner fortgehen, so lange die Menschheit das bleibt,

was sie jezt ist; schwingt sie sich aber einmal auf eine höhere Stufe der Moralität, der Tugend und Herzensgüte, dann hoffe auch ich auf bessere Zeiten. Dann wird der rechtschaffene Mann aufgesucht, hervorgezogen, belohnt, und der moralisch-schlechte mit Schande bedekt und zurücke gestoßen werden. Aber bis dahin gedulde dich, rechtschaffener Mitbürger, und wirke im Stillen Gutes so viel du kannst. Der Lohn der Tugend bleibt nicht zurücke!

Ich hoffe diese Ergießung meines Herzens wird meinen Lesern nicht unangenehm seyn, da ich sie schon so lange mit nichts als mit Erzählung betrügerischer, ränkevoller Handlungen niederträchtiger Menschen unterhalten habe.

Ich komme also wieder auf die Geschichte des **Stadt-Kiefers**; er wurde abgesezt, und die Weingefälle, **nach dem Willen des Prätors**, um 9000 Liv. jährlich, an **Johann Michael Schweighäuser**, auf 9 Jahre verpachtet. Als **Erkenntlichkeit** erhielt der Prätor von den Unternehmern 24,000 Liv. Die Stadt aber litte in drei Jahren, so lange diese Pacht dauerte einen Schaden von 38,649 Liv. 4 S.

Als diese Pacht im Jahr 1750 sollte aufgehoben werden, erbot sich der Unternehmer, der

Stadt alle Jahr 1500 Ohmen Wein unentgeltlich zu liefern, und so dauerte die Pacht noch zwei Jahre fort.

Schaden verschiedener Frucht-Einkäufe.

Ein Handel von 10,000 Säcken Früchte, den der Prätor den 7. Mai 1744, mit dem Juden Moses Blien, zu Vergrößerung des Stadt-Vorraths, schloß, verursachte der Gemeinkasse einen Schaden von 50,500 Liv.

Ferner, im Jahr 1748, als der Prätor seinem Freunde, dem Juden Moses Blien, aus eigener Autorität einige tausend Säcke Waizen, zu einer Lieferung, welche der Jude in die ehemalige Provence zu machen hatte, von der Stadtspeichern, unter der Bedingung, dieselbe nach sechs Monaten in Natura wieder zu erstatten, vorstrekte, die aber der Jude, mit Erlaubnis des Prätors, in Geld, und zwar weit unter dem Preise bezahlte, verlor die Stadt abermal 3000 L.

Endlich im Jahr 1750 litte das gemeine Wesen bei einem neuen Kaufe, den der Magistrat, durch des Prätors eigenmächtige Verschwendung der Früchte, zu thun genöthiget war, einen Schaden von 40,110 Liv.

Siehe Memor. des Magistr. der Stadt Straßb. Fol. 56 sq.

Aus einem Verbal-Proceß des Forstmeisters vom Elmerforst und Oedenwald, Joh. Georg Heider;

— — — vom 4. October 1751, erhellet:

Daß der Prätor diesem Forstmeister eine große Anzahl Faßdauben für seine Kellerei verlangt habe; daß er aber bald darauf durch einen Kieser von Straßburg, Johannes Dörfer, um 2,200 Liv. in Waßlenheim, bei David Spreng habe kaufen lassen; daß Klinglin diesem Forstmeister, Heider, aufgetragen, von den in Händen habenden Geldern der Stadt dem David Spreng sogleich 1573 Liv. 4 S. zu bezahlen, welches Heider auch gethan; und daß David Spreng erst vor einigen Tagen die noch fehlenden 626 Liv. 16 S. auch verlangt habe.

Hierüber wurde nun dieser Verbal-Proceß errichtet, und dem Forstmeister Heider, verboten, künftig nichts mehr für den Prätor zu bezahlen.

Jährliche Einkünfte des Prätors Klinglin, an Geld.

	Liv.	Sols
Als Königlicher Prätor . . .	17000	—
Als Beisizer von allen Stadtämtern		
aus der XIII Kammer . . .	1200	—
XV Kammer . . .	944	—
von der Amtei Barr	1500	—
Waßlenheim . .	1281	14
Marlenheim . .	1281	14
Dorlisheim . .	1564	9
Von den Stiftern Karthaus und		
St. Niklaus in undis .	800	—
Frauenhaus	268	—
Hospital	400	—
Universität	200	—
aus der Einquartierungs-Kammer	200	—
Forst-Kammer . . .	152	—
dem Herren-Stall	600	—
Gesundheits-Kollegium .	120	—
Oberwachtherren-Kollegium	144	—
Ober-Weinherren . . .	300	—
Stadtkellerei	312	—
	32,227	17

Zu dieser Summe müßen noch gerechnet werden die Präsens-Gelder, so oft er nemlich im

Rath erschien; war er auf Reisen, oder sonst abwesend, so versah der Sohn seine Stelle; und in diesem Falle mußte das Präsens-Geld beiden bezahlt werden; ferner die Neujahrs-Präsente und andere ordentliche Neben-Einkünfte; so, daß sich seine ganze Einnahme an Geld jährlich auf ohngefähr 50,000 Liv. belief.

Nebst diesem war man ihm auch als Besoldung eine bestimmte Quantität an Holz, Kohlen, Salz, Wein und Früchten zu geben schuldig.

So oft Klinglin an den Königl. Hof reisete, und der Magistrat ihme die Angelegenheiten der Stadt empfahl, so bekam er über dieß alles jedesmal noch eine Gratifikation von zwei oder drey hundert Louisd'or.

Summa des, dem Prätor Klinglin, gelieferten Holzes, von 1731, bis 1751.

An Wällen	165,550	
Buchenholz	3,065	Klaftr.
Weiches Holz	6,175	Klaftr.

Folglich ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich 8,277 Wällen und 486 Klafter Holz.

Seinem Vater Johann Baptista Klinglin, der doch auch nicht sehr sparsam Haus gehalten,

ken, lieferte die Stadt von 1708 bis 1725

an Wällen	. . . . .	42,600	
an Holz	. . . .	2,878	Klaftr.

folglich für jedes Jahr 2506 Wällen und 169 Klafter Holz. Der Sohn verbrauchte also beinahe viermal mehr.

Aber das ist noch nicht alles; seine unmäßige Verschwendung kannte keine Grenzen. Man lese folgenden

Etat, des von der Stadt nach Illkirch gelieferten Holzes, von 1731 bis 1751.

In das Schloß zu Illkirch

Wällen	. . . .	57,800	
Holz	. . . .	2,155	Klaftr.

In den Hundestall *

Wällen	. . . .	10,250	
Holz	. . . .	213	Klaftr.
— dem Hunds-Beker	. .	787	Klaftr.
— dem Wäscher	. . .	966	—
— dem Kübler, zu Garten-Kübeln		96	—
— dem Kiefer	. . . .	4	—
— dem Gärtner, Albert	.	9	—
— dem Trüffel-Jäger	. .	3	—

* Er hatte über 200 Jagdhunde.

Holz dem Bildhauer . . .	2	Klaftr.
— an die Komedie . . .	2	—
— in die Schloßerei . . .	6	—

Zur Jagd 3 Klafter Holz und 100 Wällen.
Dem Sohn des Prätors . . 550 Wällen
und Holz . . . . . . 11 Klaftr.

Summa des Obigen

Wällen	68,700	
Holz	3,991	Klaftr.

Nimmt man die in das hiesige Hotel gelieferte Summen dazu, so kostete die Haushaltung des Prätors in 20 Jahren an

Wällen	234,250	
An Holz	13,231	Klaftr.
folglich für jedes Jahr . .	11,712	Wällen,
und Holz	661 ½	Klaftr.

Auch wurden ihm in dieser Zeit für 20,658 Liv. Kohlen geliefert.

ist unterschrieben

Johann Bartholomäus Sepofski,
Haagmeister.
Adam Klauß, Haagschreiber. *

* In dem Protokoll der Oekon. Kammer, im J. 1749, den 20. Dec. klagen die Deputirten: daß die Ausgabe der Stadt für Holz und Wällen jährlich eine Summa von 35,195 Pfund Pfenning

Diesem füge ich noch eines der Originalstücke bei, aus dem erhellen wird, daß Klinglin, dieser erstaunlichen Holzlieferung ungeachtet, noch viele tausend Klafter entwendet und verkauft habe.

Verbal-Proceß aus den Registern der Forst-Kammer, im Auszug.

Aus den Zeugnissen der Haag-Knechte und einiger Schiffleute ist ersichtlich:

1. Daß in den Rheininseln der Stadt sehr viele Eichbäume abgehauen, und zu des Prätors Mühlen verbraucht worden sind.

2. Im Jahr 1739 hat Prätor Klinglin alles Holz am Landgraben, welcher die Grenze zwischen dem Stadt-und Illkircher-Bann ausmacht, abhauen lassen; und, da es mehrentheils Eichbäume waren, die Rinden an die Gerber,

---

11 Schill. 4 Pfen. oder 140,782 Liv. 4 S. 8 D. ausmache; ohne die zwei tausend Fuder Holz, die jährlich in den Stadt-Wäldern gehauen würden; sie bemerken zugleich, daß diese Ausgabe vor dem Jahr 1720 nur den dritten Theil dieser Summe gekostet habe. Ist sehr begreiflich!

Aus dieser Ursache machte hernach der Magistrat, im Jahr 1751 die Verordnung, daß dem Königl. Prätor künftig nicht mehr, als 3,000 Wällen und 160 Klafter Holz, jährlich, geliefert werden sollten.

Holz und Wällen aber sonst, für seine Rechnung verkauft.

3. Auf einer Rhein=Insel hat Klinglin im Jahr 1746 ein hundert Klafter Holz und 70,000 Wällen abhauen lassen, und solche an zween Schiffer verkauft.

4. Drei Jahre hernach sind auf verschiedenen Inseln 556 Klafter Holz und 20,275 Wällen gehauen, und an die vorigen Schiffleute, zum Nutzen des Prätors, verkauft worden; wie die Quittungen ausweisen.

5. Im Jahr 1751 hat er abermal für 36,000 Liv. überhaupt verkauft; davon ist die Quittung vorhanden.

6. Im nemlichen Jahr hat er am Landgraben abermal alles Holz, unter welchem die schönsten Aepfel=Birn=und Kirsch=Bäume waren, abhauen und verkaufen lassen. Es waren hundert mal tausend Wällen, ohne das grobe Holz.

7. Unbeschreiblich ist der Schaden, den das hohe Wild, welches der Prätor um der Jagd willen hegete, durch das Abnagen der obersten Zweige, an dem jungen Holz, in den Wäldern und Rhein=Inseln der Stadt angerichtet hat.

Ohne Zweifel sind meine Leser müde, dergleichen die Menschheit entehrende Handlungen eines Mannes anzuhören, der vermöge seiner großen Talente unaussprechlich viel Gutes hätte stiften können, so wie auch ich müde bin, mich noch länger mit dergleichen Erzählungen aufzuhalten, die für den Menschenfreund nicht anders als sehr kränkend seyn können. Ich werde also die noch übrigen Verbrechen, um deren willen Klinglin angeklagt wurde, nur noch summarisch berühren, und hernach den Ausgang des Processes erzählen.

Freiherr von Spon, der im Jahr 1759 Königlicher Syndic in Straßburg wurde, in einem **Memorial** an den Magistrat, in welchem er mehr als **zwanzig Klagpunkten gegen Klinglin** anführt, die er, auf seine Kosten, vor jedem Richter mit Thatsachen zu beweisen verspricht, sagt unter anderm:

1. „Alle Prätoren im Elsaß haben die **lezte** „**Stimme** in den Berathschlagungen, aber „Klinglin hat, unter dem Vorwande, dem „Magistrat Erläuterungen zu geben, das **er**„**ste Wort** an sich gezogen, und dadurch den „Gliedern des Magistrats gleichsam **die Zun**„**ge gebunden.**„

2. „Alle **Depeschen** und **Briefe** an den

„ Magistrat läßt der Prätor in sein Haus brin-
„ gen, öffnet dieselbe und theilt dem Rath nur
„ diejenigen mit, welche er will; andere hält er
„ zurüke. — Noch mehr er verschikt ganze
„ Päke mit Briefen und Beschlüssen mit seinem
„ und der Stadt Insiegel, ohne daß der Ma-
„ gistrat ein Wort davon erfährt, — ja, er
„ läßt sich die Protokolle nach Hause bringen,
„ durchstreicht und vertilgt alle Urtheile und
„ Befehle, die ihm nicht gefallen.„

3. „ Klinglin hat alle Aemter der Stadt
„ verkäuflich gemacht; er überläßt sie den lezt
„ und Meistbietenden, ohne Rüksicht auf Alter
„ und Verdienst; in seinem Kabinet werden alle
„ Käufe gemacht. Spon berechnet: daß er
„ aus diesem Handel, in 20 Jahren, wenig-
„ stens 1,500,000 Liv. gezogen habe.„

Die Klagepunkten vom dritten bis auf den dreizehnten, sind die nemlichen, die ich von Erbauung des Hotels, dem Tausch von Illkirch und Höhnheim, und von den verschiedenen Pachten schon angeführt habe; dann fährt er fort:

13. „ Eine Rolle Louisd'or, die dem Prä-
„ tor gegeben wird, bringt zuwegen, daß das
„ Fleisch, welches aus Liebe zum allgemeinen
„ Wohl, um 4 Den. im Preiß herabgesezt wor-

„ den ist, nach acht Tagen wieder erhöhet wird; „ und jede andere Taxe auf Lebensmittel kann „ mit Geld erkauft werden.„

15. „ Gold entscheidet bei dem Prätor über „ Leben und Tod. Criminal-Processe werden „ sogleich aufgehoben, wenn eine verhältnißmä„ ßige Summe Gelds bezahlt wird.„

Endlich behauptet Spon, „ daß Klinglin in „ 22 Jahren die Gemein-Kasse, und die Privat„ Kassen der Bürger, um eine Summe zwi„ schen sechs und sieben Millionen bestohlen „ habe.„

So sagte auch Herr Städtmeister Gail, in der Versammlung der acht Deputirten: „ daß „ das ganze Vermögen des Prätors und seiner „ Familie nicht hinreichend wäre, den Schaden „ zu ersezen, den er gemeiner Stadt zugefügt „ habe.„

Siehe Conferenz-Protokoll Seite 92.

Fortsezung des Criminal-Prozesses gegen Klinglin;

aus Holts Tagebuch.

Nachdem ich nun meinen Lesern über die Klagepunkten, die von Seiten gemeiner Stadt gegen den Prätor, Franz Joseph Klinglin, erhoben wurden, genugsame Erläuterung gegeben

habe, so muß ich nun auch von dem Ausgang dieses Prozesses, noch einiges melden. Von dem Processe selbst kann ich zwar keine Nachricht geben, dieser ist bis jezt noch ein Geheimnis, zu dem wir den Schlüssel nicht in Händen haben; aber aus dem, was hernach geschahe, konnte man doch leicht erkennen, daß alle diese Klagen der Stadt nur zu wahr und zu gegründet befunden worden seyen.

Der Consulent **Moog** und **Capaun**, der Einnehmer bei dem Accis, die alle beide den 22. Febr. in die Citadelle gesezt worden waren, wurden den 7. Merz für unschuldig erklärt, und auf freien Fuß gestellt; **Daudet** aber blieb gefangen. Dagegen wurde, wie ich schon oben erwähnt habe, der junge Prätor, Klinglin, den 20 Merz in Arrest gesezt, und auf Befehl des Hofs in der Citadelle, in einem besondern Hause scharf bewacht.

Um die nemliche Zeit wurde das bekannte **Faktum** von **Paulus Bek**, dem vormaligen Inspektor der Stadt-Gefälle, der im Jahr 1749 an das Halseisen gestellt, und nach Marseille auf die Galeere geschikt wurde, in der Stadt häuffig ausgebreitet, und begierig gelesen. Der regierende Ammeister ließ es einsammeln; schickte

ein Exemplar an den Hof mit dem Begehren, es durch des Henkers Hand verbrennen lassen zu dörfen; allein es erfolgte keine Antwort. Der Hof fand, daß diese Schrift, bei aller Parteilichkeit die darinnen herrschet, doch sehr viel Wahres enthalte.

Den 9. Mai reisete der Königliche Commissarius von Straßburg ab, um dem Hof von seinen Arbeiten Bericht zu erstatten.

Darauf kam ein Schreiben von dem Minister, welches dem Kommandanten der Citadelle erlaubte, die drei Gefangenen, Klinglin, Vater, und Sohn, nebst Daudet, täglich einmal auf dem Wall spazieren und frische Luft schöpfen zu lassen. Jedoch jeden besonders zu verschiedenen Zeiten, und unter Aufsicht eines Aide-Major, eines Serganten und gemeinen Soldaten, welche zugleich den Auftrag hatten, jede Unterredung mit andern Personen, wer diese auch seyn möchten, zu verhindern. Diese menschliche und sehr nöthige Erleichterung einer so langwierigen Gefangenschaft flößte der Familie Klinglin neue Hoffnung ein; schnell verbreitete sich das Gerüchte in der Stadt, Klinglin würde nächstens wieder im Rath erscheinen, und seine vorige Stelle antreten. Indessen strömte jeden Tag

eine so große Menge Menschen der Citadelle zu, um die Gefangenen zu sehen, daß der Kommandant sich genöthiget sahe, die Wache an den Thoren zu verstärken und niemand herein zu lassen.

Die Hoffnung der Klinglinschen Familie wurde inzwischen sehr getäuscht; denn am 19. Sept. kamen die **Kommissarien** des **Parlaments** von **Grenoble**, um den Prozeß der beeden Klingline förmlich einzuleiten; welche wegen ungerechten **Gelderpressungen**, **Unterdrükungen**, **Untreue** und **Misbrauch** der **Königlichen Gewalt** angeklagt waren. Der gefangene Prätor nahm einen Advokaten, den Hrn. **Rochebrune**, Königl. Prokurator in der Citadelle, zu seinem Vertheidiger an, und den 7. Nov. nahm der peinliche Prozeß seinen Anfang. Nun wurden wieder eine Menge Zeugen vorgeladen. Alle Personen, welche einem oder dem andern von den beeden Klinglin Geld gegeben hatten, um Pläze zu bekommen, oder andere Vortheile zu erhalten, auch diejenigen durch welche sie das Geld überschickt hatten, wurden verhört. Der Konsulent **Moog**, der Accis-Schreiber **Capaun**, und der ehemalige Pächter der Stadt, **Ducre**, waren die ersten Zeugen, die abgehört wurden. Da wir aber von diesen Verhören keine Urkunden in

Händen haben, als welche sich bei den Parlaments-Schriften zu Grenoble befinden, so kann auch ich hierüber keine weitere Auskunft geben. Klinglin und sein Vertheidiger gaben sich indessen alle Mühe, die Verbrechen, deren er beschuldiget wurde, auf den Magistrat zu wälzen; zu dem Ende forderten sie eine Menge Auszüge aus den Protokollen, die ihnen auch alle ausgeliefert wurden. Der peinliche Prozeß dauerte drei Monate, und endete sich den 6. Februar, 1753, mit dem Tod des Prätors, **Franz Joseph Klinglin.** Ueber die **Art seines Todes** schweigen die Urkunden ganz; sie sagen nur: daß Klinglin im Gefängnisse gestorben sei — ob natürlich oder gewaltsam? davon ist nichts zu finden. Der General-Advokat **Holt**, dessen Tagebuch bei dieser Erzählung zum Grunde liegt, sagt: „Sein Tod soll die Folge einer Krank„heit gewesen seyn, die ihm sein peinlicher Pro„zeß zugezogen hat.„ Die Volks-Sage, daß er im Gefängnis enthauptet, oder mit Gift hingerichtet worden sei, ist eine **bloße Vermuthung** des Publikums, die schlechterdings nicht bewiesen werden kann.

Den nemlichen Tag als Klinglin starb, reißte der neue Prätor **Regemorte** nach Paris ab;

und den 17 dieses Monats kam Befehl vom Könige, daß der Leichnam Klinglins still, und ohne den geringsten Pomp, beerdiget werden, und dem Magistrat verboten seyn solle, dem Leichenzuge beizuwohnen. Dieses geschahe auch, und die Leiche wurde Morgens frühe in aller Stille nach dem Schloße zu Illkirch gebracht, und daselbst begraben. So endigte sich das Leben eines Mannes, der wie ein souverainer Fürst gelebt; Millionen verschwendete, und vor dessen Ungnade, sowohl der Magistrat, als die Bürgerschaft zitterte!

Merkt euch dieß, ihr Volks-Betrüger, ihr National-Diebe, in Frankreich; die ihr nicht das allgemeine Wohl, sondern nur euer persönliches Interesse suchet, und auf eine himmelschreiende Weise das Vermögen, die freiwilligen Opfer und den Schweiß der Bürger euch zueignet, indem ihr den Schaz einer großen und großmüthigen Nation ganz unerhört verschwendet. O! auch ihr — und ihr noch tausendmal mehr als Klinglin, werdet ein Ende nehmen mit Schrecken! Eure Namen werden gebrandmarkt in den Annalen Frankreichs zu lesen seyn!

Den 8. Mai begehrte die Frau des Städtmeisters Klinglin, welche sehr krank und dem

Tode nahe war, ihren Mann noch einmal vor ihrem Ende zu sehen. Der junge Klinglin, der selbst das dreitägige Fieber hatte, erhielt Erlaubnis, unter Begleitung zu ihr zu gehen. Der Abschied beider Eheleute, und der Seegen den beede Aeltern auf ihren einzigen **neunjährigen Sohn** legten, war äußerst rührend, und kostete selbst die **Umstehenden** häufige Thränen. Zehn Tage hernach, den 18. Mai, wurde **Klinglin** und **Daudet**, von 12 Reitern begleitet, nach **Grenoble** abgeführt, wo ihr Prozeß entschieden werden sollte; und den 21. dieses starb die Frau Klinglin, eine geborne von **Rebte**, aus lauter Gram und Kummer.

Der Prozeß in Grenoble dauerte bis auf den ersten September; an diesem Tage wurde Daudet daselbst frei gesprochen; Klinglin hingegen kam als Staats-Gefangener, und zwar, wie man sagte, Schulden halber, auf das veste Schloß Pierre-en-cise, in der Gegend bei Lion, wo er nach einiger Zeit starb. So lag die Hand Gottes damals schwer auf dieser Familie!

Nun gieng ein neuer Lärmen an; **die Familie Klinglin vertheidigte sich**, und den verstorbenen Prätor, und streuete eine **weitläufige Drukschrift** in ganz Frankreich und Teutschland

aus, in welcher der Magistrat aller der Verbrechen beschuldigt wird, die dieser dem Prätor und seinem Sohn zur Last legte.* Um sich dagegen zu vertheidigen, schrieb der Magistrat ein Memorial unter dem Titel: Mémoire pour le Magistrat de la Ville de Strasbourg, es enthält 148 Blätter in Folio. Nebst dem, daß der Magistrat die Klinglinschen Beschuldigungen aus den Original-Schriften widerlegte, so entwickelte er auch zugleich die gerechten Forderungen, welche gemeine Stadt an die Klinglinsche Verlassenschaft zu suchen sich berechtiget glaubte. Diese Forderungen sind der einzige Gegenstand eines kürzern Memorials an den König, welches aus dem größern wörtlich gezogen ist; der König schickte es an das Parlament zu Grenoble, und hier folgt ein summarischer Auszug aus demselben.

---

* Diese Drukschrift ist noch in vielen Händen, und auf dem Stadtarchiv sind auch noch zwei Exemplare, mit Papier durchschossen, und mit beantwortenden Noten angefüllt, zu finden.

Forderungen

wovon in dem Criminal-Prozeß, der vor dem Parlament zu Grenoble instruirt wurde, genugsame Proben liegen, und die der Magistrat von Straßburg an die Klinglinsche Familie macht, sind folgende:

I. **Forderung.** 12,000 Liv. die der Prätor von den Pächtern des Unschlitt-Magazins, bei Einführung dieser Pacht, im Jahr 1742 gezogen hat. . . . . 12,000 Liv.

Mém. pour le M. Fol. 14-26. Mém. an den König. Fol. 6-9.

II. 75,000 Liv. die der Prätor zu verschiedenen malen von den Holz-Lieferanten bezogen.

75,000 Liv.

Fol. 62-66. Fol. 23-27.

III. 24,400 Liv. die er von dem Unternehmer des Weinpachts erhielt . . . 24,400 Liv.

Fol. 67-70. Fol. 27-30.

IV. 24,000 Liv. für die Entschädigung, welche Klinglin eigenmächtig aus der Stadt-Kasse genommen, und dem Achträdermüller gegeben, wovon die Hälfte ihm wieder zugeflossen.

24,000 Liv.

Fol. 71-74. Fol. 31-33.

V. Für den Schaden, den er der Stadt durch die General-Pacht verursachte

185,854 Liv. 12 S. 3 Den.

Fol. 75, 96. Fol. 33-45.

VI. 31,800 Liv. für die vielen Gratifikationen oder sogenannte Erkenntlichkeiten, die sich der Prätor bei dem Verkauf eines jeden Hauses oder Gartens hat bezahlen lassen, die in dem Jahr 1749 veräußert worden sind; deren ganzer Kaufpreiß 77,820 Liv. betrug 31,800 Liv.

Fol. 95-96. Fol. 45-46.

VII. Als Vergütung des Schadens, den die Stadt durch die, in den Jahren 1744, 1748, und 1750, von dem Prätor gemachten Fruchtkäufen erlitten hat. 93,609 Liv. 19 S. 10 D.

Fol. 56, 59. Fol. 19, 22.

VIII. Zu den Reisen des Prätors nach Paris, in den Jahren 1748 und 1750, gab ihm die Stadt jedesmal 300 Louisd'or, diese wären sicher hinreichend gewesen, die Reisekosten zu bestreiten; nichts destoweniger nahm er von den Agenten der Stadt in Paris noch 7104 Liv. auf. Diese fordert die Stadt zurück.

Fol. 96. Fol. 46.

IX. Für die 269 Säke Salz, die er sich in Zeit von 15 Jahren, außer seiner jährlichen

Kom-

Kompetenz, von 3 Säcken, hat ausliefern lassen . . . . . . 7,794 Liv. 11 S. 4 D.

Fol. 97. Fol. 47.

X. Die unmäßige Menge Holzes und Wällen ungerechnet, die er zum Gebrauch seines Haußes erhielt, fordert die Stadt nur für dasjenige eine Vergütung, was sie nach Illkirch, zum Behuf der Wäscherei, zu Garten-Kübeln, zur Hunds-Bekerei, und in des Prätors Hunds-Stall geliefert hat; es sind 55,250 Wällen und 3,773 Klafter Holz; dieß thut nach dem mäßigsten Anschlag . . . . . 28,068 Liv. 10 S.

Fol. 97, 98. Fol. 47.

XI. 2,278 Liv. 19 S. 4 D. für das Holz und Wällen, die er sich, über alle schon gemeldte Lieferungen, als Präsident der Forst- und Fünfzehn-Kammer in Geld bezahlen ließ 2,278 L. 19 S. 4 D.

Fol. 98. Fol. 47.

XII. 10,600 Liv. 5 S. die er aus dem Verkauf des Holzes und der Wällen gezogen hat, die er in dem Kanton Kindau und Wörtel fällen ließ . . . . . . 10,600 Liv. 5 S.

Fol. 99. Fol. 48.

XIII. Als siebenzehnjährigen Zinß, für 13 Aecker Gemeingüter, die der Prätor zu Errichtung eines Entenfanges, für einen jährlichen

Zinß von 12 S. vom Aker, in Lehnung nahm, den Zinß aber niemals abtrug . . . 136 Liv.

Fol. 100 Fol. 48.

XIV. Nach den Aussagen der Arbeitsleute, belauft sich der Arbeitslohn, der für des Prätors Arbeiten aus der Stadt-Kasse ist bezahlt worden, die Baumaterialien und andere Deklarationen nicht mitgerechnet, auf 38,058 Liv. 18 S. 4 D.

Fol. 100. Fol 50.

Die Summe dieser vierzehn Punkten beträgt zusammen . . . 540,705 Liv. 18 S. 1 D.

Zustand der Stadt-Kasse bei dem Anfang, und am Ende der Regierung Klinglins.

Im Jahr 1725 als Klinglin die Regierung antrat, befanden sich in der Stadt-Kasse 100,000 Liv. und die Schulden betrugen 1,400,000 Liv. Von dieser Zeit an, und besonders seit der verderblichen Ferme, im Jahr 1746, wurden für 300,000 Liv. unbewegliche Güter veräußert.

Zur Zeit der Gefangenschaft des Prätors, im Jahr 1752, war die Stadt-Kasse gänzlich erschöpft, und die Schulden überstiegen die Summe von 2 Millionen und 800 mal tausend Liv. rechnet man die 100,000 Liv. die Anfangs in der Kasse waren; die 300,000 Liv. für verkaufte

Stadt-Güter, und die 1,400,000 Liv. neuer Schulden zusammen, so entstehet ein wirklicher Verlust für die Gemeine Kasse, von **einer Million und achtmal hundert tausend Liv.** welche sie während der Regierung des Prätors Klinglin erlitten hat.

Fol. 103. Fol. 50.

Für eine Stadt wie Straßburg, ist dieser Verlust allerdings sehr groß: aber gegen den Diebereien die jezt in Frankreich begangen werden, wo man die gestohlenen Millionen, nach der gemeinen Meinung, mit **hunderten** zählen muß, ist es freilich eine Kleinigkeit. O, Tag der Verantwortung!

Fortgang und Ende des Processes mit der Klinglinschen Familie.

Der Proceß mit Klinglins Erben wurde vor dem Parlament zu Grenoble mit großem Eifer fortgesezt. Als sich aber immer mehrere Schuldner zeigten, die auf die Verlassenschaft des verstorbenen Prätors Anspruch machten, und es nun jedem einleuchtete, wie arm dieser reiche Mann gestorben sei: so that der Magistrat, im Jahr 1754, auf jene Forderungen Verzicht, damit die Stadt den Privat-Schuldnern nicht im Wege

stünde. Dagegen aber wurde die Wiederaufhebung des Tauschs der beiden Dörfer, Illkirch und Grafenstaden gegen Hönheim, mit desto größerm Nachdruk betrieben, und wie ich oben schon gesagt habe, im Jahr 1765 erhalten; wodurch dann auch dieser langwierige Proceß sein Ende erreichte.

Geschichte des bekannten Paulus Bek, Verwalters der öffentlichen Einkünfte.

Da ich den Faden der Klinglinschen Geschichte nicht wohl abbrechen konnte, so muß ich jezt noch die Begebenheiten und Schiksale eines Mannes nachholen, der mit dem Prätor Klinglin in der genauesten Verbindung stand. Es ist der berüchtigte Paulus Bek, der zuerst ein Werkzeug der Ungerechtigkeit des Prätors war, und hernach ein Opfer seines Zorns und seiner Ungnade worden ist. Ich könnte zwar dieser Mühe enthoben seyn, da dieser Mann sein Leben und seine Schiksale in seinem bekannten Faktum weitläufig beschrieben hat; da aber dieses Buch nicht mehr häufig zu finden ist, so will ich hier das Merkwürdigste davon ausheben und meinen Lesern mittheilen.

Er war von Straßburg gebürtig, hatte sich

aber viele Jahre in Holland aufgehalten, wo er sich durch einen kleinen Handel 2000 holländische Gulden erwarb. Im Haag verheurathete er sich, und kam hernach im Jahr 1738 wieder nach Straßburg. Hier wurde er **Oberaufseher** einer Lotterie, zur Erbauung des **Zucht- und Arbeithauses**, zu welcher er den Plan, wie er sagt, selbst entworfen hatte. Dieses Amt verwaltete er sieben Jahre; er rühmt seine Treue und Eifer den er bei diesem Geschäfte bewiesen habe, und macht von den betrügerischen Künsten die der Prätor, ein gewisser **Kien** und andere seiner Kollegen angewendet hätten, um das große Loos sich selbst, oder ihren Freunden zuzuwenden, eine solche Schilderung, die jedem, der nicht getäuscht und betrogen seyn will, die Lust, irgend in eine Lotterie zu sezen, auf immer benehmen sollte; wer klug ist, thut es auch nicht; man weiß ja zur Genüge, wie es überhaupt bei dergleichen Geschäften zugeht. Auch ohne Betrug ist ja schon der Zwek einer jeden Lotterie großer Gewinn für die Unternehmer, der von den Einlagen zum Voraus abgezogen wird. Daß man hie und da einen oder etliche gewinnen läßt, ist nur eine Lokspeise für Tausende. Und gleichwohl ist die Lotteriesucht bei vielen Personen, be-

sonders von der ärmern Klasse, noch so groß, daß schon viele dadurch in den äußersten Mangel gerathen sind. **Geschicklichkeit Fleiß und Treue sind weit sicherere und ehrenvollere Mittel etwas zu erwerben, als der gröste Gewinn aus einer Lotterie.**

Indessen zweifle ich sehr, ob **Paulus Bek** es um ein Haar besser als seine Kollegen gemacht habe. Er erwarb sich in den **zehn Jahren** seines hiesigen Aufenthalts ein Vermögen von **sechs mal hundert tausend Livres**, und trieb noch darzu einen großen Staat; er war der Liebling und Busenfreund des Prätors; dieser machte ihn zum Ober-Verwalter seiner Güter; beförderte ihn zu den einträglichsten Aemtern der Stadt, zog ihn mit in die Verpachtung der Stadt-Einkünfte, und bediente sich seiner bei allen den Geschäften, deren schon oben in den Proceß-Akten gedacht worden ist. Alles dieses macht seine gerühmte Redlichkeit sehr verdächtig. **Paulus Bek** hatte sich, wie es scheint, durch schlechte Mittel in die Höhe geschwungen, und durch eben so schlechte Mittel wurde er gestürzt; seiner Ehre und seines Vermögens beraubt, und ist dieß nicht immer die natürliche Folge der Gemeinschaft mit den Bösen? In einem der allerältesten Bü-

cher, das aber in unsern Tagen von vielen Menschen geringe geachtet wird, weil sie seinen Geist nicht kennen, stehet die schöne und ewig wahre Sittenlehre: **Thue nichts Böses, so wiederfähret dir nichts Böses; halte dich vom Unrecht, so trift dich nicht Unglück; säe nicht auf den Aker der Ungerechtigkeit, so wirst du ihn nicht erndten siebenfältig!**

Diese ganze Geschichte ist nichts anders als ein Gewebe von Niederträchtigkeit und Bosheit, welches ich nicht gern entwickeln möchte, und auch, weil in den Akten sehr wenig davon vorkommt, nicht entwikeln könnte. Von seinen wirklichen oder vorgeblichen Feinden erzählt er viele Anekdoten, die alle wahr seyn können, aber sie sind nicht genug bewiesen; er schildert sie überall mit den schwärzesten Farben ab; sich selbst aber möchte er gerne weis brennen; wenn nur nicht so viele Thatsachen gegen ihn zeugeten; aber er war der niederträchtigste Schmeichler des Prätors; er half ihm alle Ungerechtigkeiten durchsezen, und ist daher in meinen Augen ein, für gemeiner Stadt Wohl, eben so schädlicher Mensch, als jener.

Indessen so sehr Paulus Bek, auf dieser Seite betrachtet, die erlittene Schmach und Strafe,

an gemeiner Stadt verdient haben mag, so ungerecht, boshaft und grausam ist gleichwohl die Art, wie man mit ihm verfahren ist. Leute, die noch mehr Böses gestiftet hatten, als er; Männer, die entweder seine Spießgesellen waren, oder ihn zum Werkzeug ihrer Betrügereien gebraucht hatten, bereiteten ihm nun selbst eine Grube, in welche sie ihn mit List und mit Gewalt hinein zu stürzen suchten. Die **Beweggründe**, dieses Vorhaben auszuführen, waren eben so schändlich als die That selbst. Theils gelüstete sie nach seinen Reichthümern und einträglichen Aemtern; theils fürchteten sie sich vor ihm, weil er ein verschlagener Kopf war, der alle, ihre geheimsten Ränke und Diebereien kannte; und **die Mittel** deren sie sich bedienten waren eben so verwerflich als boshaft; verstellte Freundschaft lokte ihn ins Nez; Verleumdung bereitete ihm die Falle; erdichtete Verbrechen mußten ihnen Stoff zur Anklage geben, und das übereilte Urtheil selbst wurde von den bestochenen und bedrohten Richtern erzwungen. Die Geschichte, so wie sie Paulus Bek in seinem Faktum selber erzählt, wird das, was ich bisher gesagt habe, beweisen.

An der Gnade des Prätors war dem Paulus

Bek, wie er selbst bekennet, alles gelegen; diese zu erlangen war sein einziges Bestreben. Klinglin sezte auch sein ganzes Vertrauen auf ihn; seine geheimsten Projekte, und seinen ganzen Briefwechsel entdekte er ihm. Im Jahr 1744 machte er ihn zum Schöffen und zu gleicher Zeit zum Oberaufseher über das Zucht- und Arbeithaus. Im folgenden Jahr gab er ihm die Aufsicht seiner eigenen Güter und über die Baumaterialien der Stadt, und im Jahr 1747 ernannte er ihn zum Obereinnehmer des Ohmgelds. Nebst diesen Aemtern hatte er auch an der Generalpacht sowohl, als an der Verpachtung der vier Kanntinen, oder Weinschenken der Stadt, einen gewissen Antheil. In Verwaltung dieser Aemter that er alles, was er zum Vortheil des Prätors und zum Nuzen der Pächter thun konnte. Er rühmt, daß das Projekt zum Verkauf der Mühlen von ihm erfunden sey; ingleichem der Vorschlag, die Häußer, Läden und Gärten, welche gemeiner Stadt gehören, zu verkaufen, um einen Theil der Schulden davon bezahlen zu können; welcher Vorschlag im Jahr 1749 ausgeführt worden ist, und dem Prätor 31,800 Liv. eingetragen hat, obwohl keine Schul-

den bezahlt worden sind. Bek steigerte auch das Ohmgeld der Wirthe und Biersieder; auf die Kaffeehäußer legte er eine jährliche Abgabe von 100 Liv. Seine nüzlichste Erfindung aber ist ohnstreitig der Plan, zu Säuberung der Straßen und Gassen der Stadt. Dieses Geschäfte kostete vorher jährlich 1800 Liv. Nach seinem Vorschlag wurde nun der Horb auf 9 Jahre verpachtet; der Pächter übernahm das Geschäfte umsonst, und bezahlte noch jährlich 400 Liv., und gleichwohl bekam der Prätor auch noch eine Erkenntlichkeit von 9,600 Liv.

Dieses ist das Fürnehmste was Paulus Bek in dem ersten Kapitel seines Buchs von seinen Verrichtungen erzählt; hernach zeigt er die Ursachen an, warum dieser und jener ihm feind geworden seye; weil ich aber in den Akten nichts davon aufgezeichnet fand, so übergehe ich es mit Stillschweigen, um nicht allzuweitläufig zu werden.

Im zweiten Kapitel entwikelt er die Ursachen des Hasses, den der junge Prätor, wie er ihn nennt, auf ihn geworfen, habe, und desselben Absicht ihn aufhenken zu lassen. Paulus Bek schildert den Sohn des Prätors als einen überaus hochmüthigen, wollüstigen und geldgierigen Menschen von 24 Jahren. Als nun der

Prätor im Jahr 1746 krank wurde, und der Sohn das Prätorat verwaltete, und eben damals der Plan wegen der Verpachtung des Brennholzes, mit dem Juden Blien zur Reife kam, wofür, wie es Bek erzählt, der Prätor 50,000 der Herr von Wormser 10,000 und der junge Klinglin nur 7,200 Liv. zur Erkenntlichkeit bekam, so war dieser höchst unzufrieden, gab dem Bek die Schuld, daß er so wenig bekommen habe; ein andermal sagt Bek, habe er ihn an Verschwendung der Früchte vom Stadtspeicher verhindert. Diese und ähnliche Zufälle giebt er als die Ursache des Hasses an, um deren willen der junge Klinglin ihm drohete ihn aufhenken zu lassen.

Darauf erzählt Bek noch allerhand böse Streiche von dem alten und jungen Klinglin, von denen ich aber nicht weiß, in wie weit sie gegründet oder falsch sind. Die Geschichte des Jesuiten Pater Brenni, der des Prätors Beichtvater war, nimmt in diesem Kapitel gleichfalls ihren Anfang, der sich nicht nur durch seine Jesuitischen Schlangengänge, mit welchen er den Paulus Bek ins Verderben stürzte, bekannt gemacht hat, sondern auch durch seine Bemühungen, die Katholischen Bürger gegen die Protestanten auf-

zuhetzen; ihnen das Stift St. Thomas zu entreissen, und den Handel, der fast ganz in den Händen der Protestanten ist, zu ruiniren; zu welchem Ende er den Prätor vermochte, den Minister zu bewegen, daß auf den Tabak, von dem bis auf das Jahr 1750 nur zehn Sols vom Centner bezahlt wurde, eine Auflage von fünfzig Thalern gelegt werden sollte; welches auch, zum großen Schaden der Stadt geschahe, aber zum Glük nicht gar lange dauerte.

Im **dritten Kapitel** erzählt Paulus Bek sehr weitläufig, durch was für Kunstgriffe der Pater Brenni den Prätor, ja sogar seine eigene Gattin, in das Komplot seiner Feinde gezogen habe; wie er bis auf die lezte Stunde seiner Gefangennehmung, unter den heiligsten Freundschafts-Versicherungen, alle Geheimnisse aus ihm gelokket, selbe verrätherischer Weise ausgebreitet, und wie er mit **Klinglin**, Sohn, **Daudet**, **Städel**, **Friederici**, **Kien**, **Diebold** und noch andern seinen Feinden, an seinem Verderben gearbeitet habe.

Im **vierten** erzählt er seine verrätherische Verhaftnehmung; die gesezwidrige Plünderung seines Haußes, Beraubung seiner Güter, und end-

lich seine Verurtheilung und Bestrafung ohne alle gerichtliche Form.

Da seine Feinde kein öffentliches Verbrechen auf den Paulus Bek bringen konnten, an dem sie nicht selbst mit Schuld gehabt hätten, so suchten sie ihn aus der Stadt zu loken, um ihn stillschweigend aus dem Wege zu räumen; da er sich hiezu nicht bewegen ließ, legte man ihm andere Fallstrike, welche alle dahin abzielten, ihn einer persönlichen Untreue beschuldigen zu können. Einmal sagte der Prätor selbst: „ mein lieber „ Bek, es würde nicht schwer seyn, den vier- „ ten Theil der Stadt-Einkünfte zu unterschla- „ gen, und den Magistrat zu bereden, daß ihr „ an der General-Pacht verlieret; dann wollte ich „ eine Verringerung von 48,000 Liv. zuwege „ bringen. „ Ein andermal that ihm Diebold, Amtmann von Barr, einen ähnlichen Vorschlag. Bek zeigte beiden die Unmöglichkeit, und entgieng der Gefahr. Nach und nach suchten sie ihm, unter mancherlei Vorwand alles baare Geld aus den Händen zu reissen, welches ihnen auch gelang.

Endlich stellte man eine leere Kiste, in welche die eingehenden Pachtgelder gelegt werden sollten, in sein Hauß; den 8 März kam der eben

genannte Diebold und sagte, daß der Prätor befohlen habe, Bek möchte noch zwei Schlüssel zu dieser Kiste machen lassen. Kaum waren diese fertig, so gieng der nemliche Diebold zu dem Fiskal und klagte den Paulus Bek an, daß er falsche Schlüssel habe machen lassen. Bek wurde den andern Morgen, als am 10. März zu dem Prätor berufen. In dem Augenblik als er ankam, wurde ihm sein Degen, Schlüssel, Schriften und Wechselbriefe abgenommen, er selbst in Ketten und Bande geschlossen, und in das Gefängnis geführt, das Hauß aber rein ausgeplündert. Paulus Bek hatte also das nemliche Schiksal, das die Großveziere der türkischen Sultane so oft erfahren.

Ehe der Proceß zu Ende gieng, ließ Klinglin die General-Advokaten und die Rathsherren gröstentheils zu sich berufen, und schärfte es ihnen so nachdrüklich ein, daß sie den Bek sollten henken lassen, als ob das Heil des ganzen Staats daran gelegen wäre. In Hoffnung daß die Rathsherren unfehlbar gehorchen würden, reißte der Prätor auf Barr.

Auf den 19. März, als dem Namensfeste des Prätors, sollte die Exekution vor sich gehen. Bei dem ganzen Proceß wurde keine gerichtli-

che Form beobachtet; man erlaubte dem Gefangenen nicht einmal einen Advokaten. Anklage und Urtheil geschahe an dem nemlichen Morgen. Um 8 Uhr versammelte sich der Rath, und um halb ein Uhr sprachen 30 Rathsherren, nach dem Befehl des Prätors, das Todes-Urtheil aus. Aber zwei vom Rath, Cons und Hannong zeigten sich bei dieser Gelegenheit als würdige Männer. Sie standen auf und sagten: „ Wollt „ ihr Herren des großen Raths also verfahren, „ und auf euerm Vorsaz beharren, so wollen „ wir unerschroken vor der ganzen Welt sagen, „ daß ihr ungerechte und bestochene Richter seyd; „ und daß ihr dieses Urtheil nicht nach den Ge„ sezen, sondern nach euren unordentlichen und „ boshaften Leidenschaften abgefaßt habt.

Diese muthvolle Erklärung wirkte wie ein Elekter-Schlag. Die erschrokenen Rathherren nahmen das Todes-Urtheil auf der Stelle zurük, und faßten bloß mündlich einen Schluß; nach welchem Paulus Bek, von 2 bis 3 Uhr an das Halseisen gestellt, gebrandmarkt, und auf die Galeeren geschikt werden sollte. Dieses Urtheil wurde auch alsobald an ihm vollzogen; er wurde auch nach Marseille abgeführt; kam aber nicht auf die Galeeren, sondern in den Spi-

tal, bis seine Wunden gänzlich geheilt, und seine zerrüttete Gesundheit wieder hergestellt würde. Unterdessen fand er aber Gelegenheit zu entfliehen, kam wieder nach Kehl; fuhr in einem kleinen Weidling in einen alten Priesters Rok eingehüllt, den Rhein hinunter bis auf Mainz. Und ob ihn gleich der Prätor allenthalben verfolgen ließ, so entrann er doch allen seinen Nachstellungen; kam nach Holland, wo er sein Faktum heraus gab, welches weit und breit bekannt wurde. Endlich fand er bei dem König in Preußen eine sichere Freistätte. Der König ernannte ihn zum Kommerz-Rath, und begehrte, daß sein Proceß nochmals untersucht werden sollte, welches aber, ob es gleich oft verlangt wurde, nicht geschahe, weil man sich vor den Folgen allzusehr fürchtete. Um sich dem Könige von Preußen gefällig zu erweisen, gab man ihm im Jahr 1765 einigermaßen seine Ehre wieder; jedoch mit dem Vorbehalt, daß er Frankreichs Boden nicht mehr betreten sollte. Paulus Bek war aber damit nicht zufrieden; noch im Jahr 1773 gab er zu Hamburg eine Schrift heraus, in welcher er das widerrechtliche Betragen des Magistrats von Straßburg bei seinem Proceß der Welt vor Augen legte; weil er aber bald hernach starb, so blieb diese Sache auf sich beruhen.

Straßburgs Geschichte nach dem Tode Klinglins bis zu der großen Revolution; von 1752 bis 1790.

Baron von Spon, königlicher Syndik in Straßburg, behauptet in seinem Memorial gegen Klinglin, daß derselbe, in einer Zeit von 22 Jahren, der Stadt Straßburg einen Schaden von sechs bis sieben Millionen Livres zugefügt habe. Und seine Berechnung, die er Punkt für Punkt auseinander sezt, verdient allen glauben, wenn man bedenkt, daß ohne Gold kein Proceß gewonnen, kein Amt erhalten, kein Ansuchen um irgend etwas erlangt werden konnte; wie schröklich er mit der Stadt Waldungen gehauset; wie viele Baumaterialien er gestohlen; wie viel er von den Gemeingütern der Stadt an sich gezogen, und wie viele um seinet willen mit großem Schaden verkauft werden mußten, und endlich wie viel Nachtheil er der Stadtkasse durch die Verpachtungen der Einkünfte und Gefälle verursacht habe.

Der Finanzzustand der Stadt war daher in der traurigsten Lage, und der Magistrat sahe sich schon im Jahr 1749 genöthigt für 300,000 Liv. Gemeingüter zu verkaufen, die noch einmal so viel werth gewesen wären, zugleich machte man auch einen neuen Etat der Finanzen, um die Einnahme und Ausgabe der Stadt in ein gleiches Verhältnis zu bringen. Viele Aemter und Stellen wurden ganz aufgehoben, und die Einkünfte und Besoldungen der andern merklich geschmälert. Allein so lange der Eimer ein Loch hat, läuft alles Wasser, das man hinein gießt, wieder heraus; so gieng es auch mit unsern Finanzen.

Indessen war diese Operation gleichwohl sehr heilsam; denn viele Aemter waren ganz überflüssig, und manche Beamte hatten übermäßige Einkünfte. Hier ist eine Probe, ans dem Oeconomie-Protokoll, 1749.

Der **Amtmann von Barr** hatte vor bemeldtem Jahr folgenden Genuß:

Besoldung an Geld . .	1757 Liv. 16 S.
Waitzen	13 Fürtel
Korn	13 —
Haber	40 —
Weissen Wein	75 Ohm.
Rothen —	31 —

Sieben Acker Reben.

Ein kleines Rebstück, im sogenannten Nollen.

$20\frac{1}{2}$ Acker Fruchtfeld.

$5\frac{1}{4}$ Acker Matten, gegen 9 Liv. 4 S. Zins.

Freien Wohnsitz im Amthauß.

Einen Küchen-Garten, gegen dem Amthauß; einen andern, Ulrichs-Klostergarten genannt; einen dritten, bei dem alten Gaßthor.

Den kleinen Zehnten zu Barr, Mittelbergheim und Heiligenstein.

Einen Theil der Hüner und Kapaunen, die jährlich geliefert werden mußten.

300 Bund Stroh.

Holz aus den Barrer Waldungen, so viel er nöthig zu haben vorgab.

Und über dieß alles die Gebühren und Sporteln, von den Invitationen und Urthelgeldern.

In dem nemlichen Verhältnis war auch der Amtmann von Dorlisheim, Waßlenheim und Marlenheim besoldet.

Nimmt man nun erst dazu, was die übrigen Beamten und die Oberlandherren bezogen haben, so siehet man leicht ein, daß die Gemeine Kasse, nach Abzug aller herrschaftlichen Kosten, von diesen vier Aemtern den kleinsten Vortheil genossen habe.

Als nun die äußerste Noth Sparsamkeit geboth, so wurden diese und andere Herren zimlich heruntergesezt.

Der Amtmann von Barr bekam von dieser Zeit an:

Freie Wohnung; 20 Klafter Holz; 600 Liv. an Geld, nebst den Einkünften und Sporteln vom Amt.

Die Ehrenbesoldung der Oberlandherren hingegen blieb vor jezt noch unangetastet.

Nach dem Tode Klinglings, im Jahr 1752. wurden die Ausgaben der Stadt abermal eingeschränkt, und unter dem 18 Aug. ein neuer Etat entworffen und eingeführt, von dem ich aber nur die Hauptsummen jeder Rubrik hersezen kann.

	Liv.	S.	D.
Für den Dienst des Königs	151,156	—	8
Besoldung des Prätors	17,000	—	—
Besoldung des Magistrats	41,562	9	4
Präsensgelder . . .	11,238	—	—
Besoldung aller Stadtbeamten	113,189	8	—
Gratifikationen . . .	16,683	11	—
Ordentliche und Außerordentliche Ausgaben	233,701	—	—
Bezahlung der Zinse	170,297	3	4
Summa . .	755,286	12	4

Nebst diesen Geldbesoldungen wurden noch bestimmt an Holz . . . . . . 7,474 Klafter.

Wellen . . . . . . 366,800 —

An Wein . . . . . . 1804 Ohm. 4 Maß.

An Früchten . . . . . 2172 Fürtel.

Aller dieser Einschränkungen ohngeachtet blieb doch noch eine ansehnliche Summe im Rückstande. Diese Lüke auszufüllen kam den 6 Juli 1753 ein neues **königliches Reglement**, zu besserer Verwaltung der Finanzen, vom Hof. In demselben wurden nun auch die Einkünfte der Magistratspersonen und der vornehmsten Beamten dergestalt heruntergesezt, daß nicht nur jene Lücke ausgefüllt, sondern auch noch ein Uiberschuß von 80,000 Liv. jährlich heraus kam. Der Magistrat klagte zwar daß man dadurch seine Rechte und Freiheiten kränke, und beschwerte sich desfalls bei dem Minister, welchem er die Kapitulation vorhielt: allein es blieb ohne Wirkung, und das Reglement mußte nach seinem ganzen Inhalt angenommen und befolgt werden. Uiberdieß wurde dem Magistrat auch verboten irgend ein Anleihn über 6000 Liv. zu machen, ohne ausdrückliche Erlaubnis vom Könige.

Allein auch diese Maaßregeln waren noch nicht hinreichend den zerrütteten Zustand der Finanzen so gleich wieder herzustellen. Kein Geld war in der Kasse, und folglich konnte der Dienst des

Königs und der Gemeine nicht gefördert und den Kreditoren ihre Zinse nicht bezahlt werden. Anleihen durfte man keine machen, und hiemit kam der öffentliche Kredit in Gefahr. Es blieb also kein anderes Mittel übrig, als abermal die große Sparkasse der Gemeine, ich meyne die Gemeingüter, zu eröffnen, um einige Nothpfennige daraus zu holen.

In dieser Absicht schrieb der Magistrat wieder an den Hof, und hielt um die Erlaubnis an, so viele Gemeingüter verkauffen zu dörfen, daß aus dem Kapital jährlich 30,000 Liv. Renten bezogen werden könnten. Der Hof bewilligte dieses Begehren sehr gern, doch mit dem ausdrüklichen Anhang, daß der fünfte Theil dieser jährlichen Renten zur Verbesserung der Kasernen und zur Erbauung neuer Pavillons (Seitengebäude) für die Offiziere angewendet werden sollte.

Dieser königlichen Ordre gemäß wurden alle liegende Güter der Gemeine, die nur zwei Procent Nuzen trugen, oder jenseits des Rheins gelegen waren, öffentlich verkauft. Das daraus erlöste Kapital überstieg die Summe von 750 mal tausend Liv. Nimmt man jene 300 mal tausend Liv. dazu, die während der Verwaltung des Prätors Klinglin aus den verkauften Gemeingütern gezogen worden sind, so hat die große Sparkasse der Gemeine Straßburg in wenig

Jahren, um eine Million und 50,000 Liv. abgenommen.

Uiber dieß kannte nun der Hof die Hülfsquellen der Straßburger sehr genau, und legte ihnen immer größere Lasten auf. Entschuldigten sie sich mit ihrem Unvermögen, so gab der König Erlaubnis zu einem Anleihen auf die schönen Gemeingüter. Solcher gestalt wuchs unsere Schuldenlast in den folgenden Jahren auf mehr als fünf Millionen an.

Die Finanzen des Königsreichs waren indessen in einem noch weit traurigern Zustande, als die der Stadt Straßburg. Der König wußte gar nicht mehr wo er Geld genug hernehmen wollte, den alles verschlingenden Abgrund auszufüllen, der seine Leere immer mehr offenbarte, je größere Summen hinein geworfen wurden. Daher kamen immer neue Gelderpressungen unter mancherlei Namen. Im Jahr 1758 verlangte der König ein Don-gratuit an die Stadt Straßburg, von 600 mal tausend Liv., in sechs Jahren, Terminsweise zu bezahlen. Da hingegen die sämtlichen Städte des Elsaßes nur zu 63,460 Liv. jährlich, und also in sechs Jahren 380 mal tausend 760 L. angesezt waren. Dieses Don-gratuit durfte aber nicht auf die patrimonial-Güter der Städte, sondern nur auf Waaren und Lebensmittel geschlagen werden. Bei uns in Straß-

burg wurde diese Auflage auf folgende Artikel gelegt:

Das Fleisch in der Metzig wurde das Pfund um $1\frac{1}{2}$ den. höher angesezt; diese Auflage gab jährlich eine Summa von 62,095 Liv. 8 S.

Mahlgeld bezahlte der Beck 8 S. und der Bürger 4 S. vom Fürtel, dieses um 4 S. erhöht, gab jährlich . . . . . 18,618 Liv. 2 S.

Landweine, auf jeden Ohmen der eingeführt wird 2 S. dieses warf eine Summa ab, von 16,302 Liv. 2 S.

Einfuhr der **fremden Weine**, auf jeden Ohmen 8 S. macht . . . . 706 Liv. 14 S.

Brandwein wird in einem gewöhnlichen Jahr eingeführt, 5013 Ohmen, der Zoll um 4 S. erhöht, thut . . . . . 1002 Liv. 12 S.

Fremdes Mehl; davon zieht die Stadt von jedem Centner 8 S. giebt einen Beitrag von 1479 Liv. 4 S.

Auf diesen Fuß wurde die Summe der geforderten 600 mal tausend Liv. wirklich erhoben, und in die königliche Kasse geliefert.

In dem nemlichen Jahr, 1758, wurde auch, **auf Kosten der Stadt**, ein **militärisches Büreau angelegt**, wogegen der Magistrat sich zwar gewaltig sträubte, aber nichts ausrichtete. Zugleich wurde die Stelle eines **königlichen Syndics**, welche schon lange ledig geblieben

war, wieder besezt, und der oben genannte Baron von **Spon** dazu ernannt. Der König bestimmte ihm 7000 Liv. Besoldung, womit aber dieser nicht zufrieden seyn wollte, sondern von der Stadt die Hälfte aller Einkünfte begehrte, die der Prätor bezog. Da das Amt eines königlichen Syndics auch darinn bestand, auf die Verwaltung der Stadt-Einkünfte ein wachsames Auge zu haben, so hatte Spon Gelegenheit genug dem Magistrat Verdruß zu machen; und dieses that er auch; er gieng, so oft es ihm beliebte, in die Schreibstuben der milden Stiftungen, und ließ sich die Rechnungen vorweisen; da nun dieses der Magistrat nicht dulden wollte, so gab es viele Verdrießlichkeiten und weitläufige Händel.

Im Jahr 1760 wurde auf königlichen Befehl, aller Vorstellungen ohngeachtet, der verderbliche **Lederstempel** eingeführt, welcher darinn bestand, daß kein Leder, weder verarbeitet noch roh, ausgeführt werden durfte, wenn es nicht gestempelt war. Die Kommis von dem Stempel-Büreau hatten deswegen Befehl und Vollmacht die Häuser und Werkstätten der Lederarbeiter, so oft sie wollten, zu durchsuchen, welches sie auch mit äußerster Strenge öfters wiederhohlten. Fanden sie einen, der irgend einen Unterschleif treiben wollte, oder gieng sonst, auch nur ein kleines Versehen vor, so wurde ein solcher Mann ungnä-

dig gestraft; und weil ein Theil der Strafe in ihren Sack fiel, so giengen sie oft und sehr strenge auf solche Beuten aus, ohnerachtet diese Leute gut besoldet waren; denn der Direkteur bezog jede Woche 50, und der geringste Kommis 12 Liv. Dieser Gelddurst machte sie aber auch zum Gegenstand des allgemeinen Hasses.

Dergleichen Einschränkungen des Handels und mancherlei anderer Bedrückungen könnten leicht noch mehrere angeführt werden; aber wozu würde es dienen? Diese leidige Erinnerung können wir uns ersparen. Laßt uns dagegen einen andern Gegenstand der Geschichte unserer Vaterstadt aufsuchen, der, wenigstens dem edlern Theil meiner Leser eine angenehmere Unterhaltung verschaffen kann.

Stiftung einer wohlthätigen Armen-Anstalt 1780.

Es ist schon öfters die Frage aufgeworffen worden, **warum doch der weise und gütige Schöpfer der Natur so viele Uibel in seiner Welt gelassen?** wie er zusehen könne, daß Feuer, Wasser, Blitz, Hagel, Erdbeben, ansteckende Seuchen, Krankheiten, Krieg, Theurung und tausenderlei andere Unglücksfälle die Menschheit ängsten und zerstören?

Dem stillen, denkenden Beobachter der Wege und Werke der Vorsehung ist es nicht schwer, diese Fragen gründlich zu beantworten. Er siehet mit Freude und Verwunderung, daß **diese** so genannten **Uibel in der Kette des Ganzen unentbehrliche Theile, ja selbst die wirkenden Ursachen des mannigfaltigen Guten sind, das wir täglich geniessen!** Es ist wahr, Blitze, Hagel und tobende Sturmwinde zerstören öfters die schönste Hoffnung des Landmannes; stürzen Häuser und Bäume; tödten Menschen und Thiere: aber sie reinigen die Luft von pestilenzalischen Dünsten, an denen viele Tausende sterben würden. — Ohne Erdbeben und feuerspeiende Berge würde der Erdball bersten. — Die Flamme des Feuers verzehret oft Hütten und Palläste: dagegen aber gewährt es uns einen tausendfachen Nutzen. Die stärksten Gifte liefern uns die besten Arzneien, und die giftige Viper giebt, zu Erhaltung einer schwachen Gesundheit, die schmackhafteste Kraftsuppe. Ohne Krankheit würden die Unreinigkeiten des Körpers nie weggeschafft, und der Keim des Todes bei vielen Personen weit eher reiffen; ohne Krankheit würden wir nie die kostbare Gabe der Gesundheit, ohne Krieg nie die Süssigkeit des Friedens, und ohne Hunger oder Nahrungsmangel nie den hohen Werth der Lebensmittel schätzen lernen, die wir in der Zeit

des Uiberflusses so geringe achten, undankbar geniessen oder verderben.

Und wann blickt der stolze Mensch am demüthigsten zu seinem ewigen Wohlthäter auf? wann fühlt er seine Abhängigkeit von Gott, und das menschliche Ohnvermögen am tiefsten? warlich nur in der Zeit, wenn sogenannte Uibel ihn treffen! Wann wird das Herz des Menschen guter Eindrücke am empfänglichsten seyn? wann wird der Glaube an eine ewig weise, und uns liebende Vorsehung — wann jede, uns der Gottheit ähnlich machende Tugend, Sanftmuth, Geduld, wohlwollende Liebe gegen Andere, am besten wurzeln können? Gewiß in der Zeit der Noth! Wann wird der Leidende seine wahren Freunde am besten kennen lernen? und wann der glückliche Sterbliche, den diese Leiden nicht berühren, sein gutes, dienstfertiges, Liebe athmendes Herz am besten zeigen können? Gewiß nur zur Zeit der Trübsale! **Wer wollte demnach alle diese Uibel von der Erde wegwünschen, da sie im Zusammenhang der Dinge so unentbehrlich, und in ihren Wirkungen und Folgen so heilsam sind.**

Als im Jahr 1771 eine allgemeine große Hungersnoth viele Länder drückte, daß sogar an manchen Orten Personen vor Hunger starben, da erwachte auch allenthalben der göttliche Trieb

der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe. Die vermöglichern Bürger Straßburgs wetteiferten zur Unterstützung der Aermern. Kinder nahmen das Geld aus ihren Sparbüchsen, ließen Brod backen, und theilten es selbst unter die Armen aus. Fünf Geschwister, Kinder edler Art, legten auf diese Weise 135 Liv. zusammen, kauften dafür 300 dreipfündige Laibe Brod für die Armen; diese Wohlthat wiederhohlten sie zweimal, und die Aeltern thaten das Ihrige noch besonders. Einige reiche Familien, welche es werth waren reich zu seyn, weil sie ihren Reichthum auf die zweckmäßigste Art zu gebrauchen wußten, theilten wöchentlich große Summen an Geld und Lebensmittel unter die Dürftigen aus. Der Magistrat gab Brod und Mehl, und die Stiffter öffneten ihre Frucht-Kästen zum Verkauf, und verursachten dadurch, daß der Preiß der Früchte nicht höher steigen konnte.

Nach dieser Zeit, im Jahr 1780. bildete sich in unserer Vaterstadt eine **wohlthätige Gesellschaft** von den besten Männern. Sie bestand aus Bürgern verschiedener Klassen als Aerzte, Handelsleute, Geistliche und Künstler. Diese und viele andere Männer von Einsicht empfanden es tief, daß durch die großen Summen, welche die gutmüthigen Straßburger zur Unterstützung der Armen jährlich zusammen steuerten,

immer nur sehr Wenigen, und nur auf kurze Zeit geholfen, die Quellen der Armuth und des Elendes aber weder entdeckt noch verstopft würden: da hingegen bei einer weisen Anwendung und Vertheilung dieser Gaben vielen gründlich gerathen werden könnte.

Dieses veranlaßte einen jungen Mann, der weder Gelehrter noch Kaufmann aber Menschenfreund war, einen Entwurf zu einer **Wohlthätigen Anstalt** seinen Freunden vorzulegen. Sein Vorschlag fand Beifall; und nun wurde ein vester Plan, oder vielmehr Gesezbuch, niedergeschrieben, nach welchem die Anstalt eingerichtet werden sollte, und was für Pflichten jedes Mitglied der Gesellschaft zu übernehmen hätte. Ich theile hier das Wesentlichste mit!

I. Zweck dieser Anstalt.

Jedem Nothleidenden, welcher der Gesellschaft bekannt wird, nach vorhergegangener genauen Untersuchung seiner Lage, Aufführung, seines Gewerbes und der ihm noch übrigen Hülfsmittel zweckmäßige Unterstützung zu verschaffen.

Arme Kinder unterrichten; Töchter weibliche Arbeiten, und herangewachsene Knaben Handwerker erlernen zu lassen.

Armen, die arbeiten könnten und wollten, Arbeit zu geben.

Einem Handwerksmann, der sich mit einem kleinen Vorschuß an baarem Gelde helfen könnte, und dessen Redlichkeit bewährt ist, Geld ohne Zinse aus der Kasse zu leihen, und es wieder ganz oder zum Theil, so wie er die Schuld abtragen kann, von ihm anzunehmen.

Nackende zu kleiden, Hungrige zu speisen, Kranke zu erquicken, und was sonst noch, zum Wohl der Menschheit geschehen kann.

Da die Erfahrung lehret, wie selten Arme mit dem Gelde recht umzugehen wissen, so hütet sich die Gesellschaft wohl, so viel es sich thun läßt, ihnen kein baares Geld in die Hände zu geben, damit allem zu besorgenden übeln Gebrauch vorgebeuget werde. Brod, Fleisch, Arzneien, und Kleider liefert die Anstalt in Natura. Hauszinse werden den Haußeigenthümern eingehändiget.

Alle beitragende Personen werden ersucht die Fälle anzuzeigen, wo etwas Gutes zu stiften wäre; in dem würdige Arme gröstentheils so blöde und schüchtern sind daß man sie aufsuchen muß.

II. Einrichtung der Kasse.

1. Der **Fond** der Kasse bestehet theils aus monatlichen und andern **freiwilligen Beiträgen** theils aus **Vermächtnissen**, die in Testamenten für diese Anstalt ausgesezt werden.

Diese Gelder werden nicht an Zinse gelegt, sondern nach Maasgab der vorkommenden Bedürfnisse angewendet.

III. Verwaltung der Anstalt.

Diese haben die Glieder der Gesellschaft selbst unter sich getheilt. Eines derselben besorgt die **Einnahme** und deren **Berechnung** — ein Anders hat die **Ausgabe** auf sich — ein drittes Mitglied hat **die Kasse in Händen**, und besorgt die **Hauptrechnung.** Ein Sekretär führt das Protokoll, in welches alle Anfragen, die an die Gesellschaft ergehen, die besondern Umstände der angezeigten Nothleidenden, die abgestatteten Berichte, die darauf erfolgten Entschlüsse und alle Wohlthaten, welche ihnen aus dieser Kasse zufließen, die Zeit und die Ursachen, wenn und warum sie ihnen wieder entzogen worden, alle abschlägige Antworten auf begehrte Hülfleistungen und mancherlei merkwürdige Anekdoten, die der Gesellschaft vorkommen — treulich eingetragen werden.

Bei diesen vier Verwaltungs-Stellen werden **doppelte Bücher**, ein offenes und ein geheimes Buch gehalten. In dem erstern sind die Namen der Wohlthäter uud Nothleidenden nur verdeckt angezeigt, und dieses steht allen Beitragenden Personen offen; in dem Geheim-Buch

sind

sind alle Namen und Umstände ganz ausgedrückt. Hiemit bleibt das Scherflein des beitragenden ärmern Bürgers, so wie die Gabe des Reichen verborgen, und der Name und die traurige Lage des rechtschaffenen Mannes, der ohne sein Verschulden in die drückenden Umstände kam, die ihn nöthigten Hülfe und Unterstützung zu suchen — verschwiegen.

Mehrere andere Mitglieder sind **Kommissionäre**, die alle Aufträge der Gesellschaft besorgen. Sie gehen in die Hütten der Armen; untersuchen die wahre Beschaffenheit ihrer Umstände, die Quellen ihres Elendes; ziehen darüber bei den Hauseigenthümern, Nachbarn und Handwerksgenossen alle mögliche Erkundigung ein. Sie besuchen die Kranken, in ihren armseligen Hütten; die Lehrjungen in ihren Werkstädten, die Kinder in den Schulen und in den Kosthäusern; statten alsdann über alles Bericht ab, wenn die Glieder der Verwaltung alle versammelt sind.

Diese Versammlung geschiehet in jedem Monat zweimal. Fällt in dieser Zwischenzeit etwas wichtiges vor, so versammlen sich einige Mitglieder besonders, und bestimmen eine vorläufige Hülfe.

Alle Jahr einmal werden die Lehrjungen, Töchter und Kinder, welche unter der Aufsicht der Gesellschaft stehen, in die Versammlung aller Wohlthäter, zusammen berufen; nach den

guten oder übeln Zeugnissen, die man von ihnen hat, wird mit ihnen geredet, und einem jeden, wenn er dessen nicht ganz unwürdig ist, ein Geschenk nach seinem Bedürfnis gegeben.

Ein Mitglied der Gesellschaft gab auch einige Jahre lang, den Lehrjungen alle Sonn und Feiertage besondern Unterricht im Schreiben, Rechnen und Kenntnis der Landkarten. Als aber nach und nach die Lehrjungen, theils aus Mangel an Lernbegierde, theils aus andern Ursachen sich nicht mehr zahlreich einfanden, so mischten sich lernbegierige Handwerksgesellen mit unter, und baten den Lehrer, daß er ihnen erlauben möchte diesen Unterricht mit zu geniessen; da nun dieser es recht gerne gewährte, so wuchs ihre Anzahl in kurzer Zeit dergestalt an, daß der Lehrer, der eine solche kostbare Gelegenheit, vielen nüzlich zu seyn, nicht gerne wollte fahren lassen, sich genöthiget sahe, eine neue Einrichtung zu treffen. Er entwarf also einen **Plan zu einer förmlichen Sonntagsschule für Handwerksgesellen und Lehrjungen, im Rechnen, Schreiben und Kenntnis der Landkarten.** Dieser Plan enthielt im Wesentlichen folgendes:

„Es soll ein geräumiges Zimmer in welchem wenigstens 50 Personen sitzen und bequem schreiben können, zu diesem Zweck eingerichtet werden.

„Hier erhalten die sich einfindenden Gesellen

und Lehrjungen alle Sonn- und Feiertage, von 12 bis 3 Uhr **unentgeldlichen Unterricht** im Schreiben, Rechnen und Erdbeschreibung.

„Im Winter und bei rauher Witterung bleibt dieser Saal den ganzen Tag offen und gewärmt. Hier finden die Lernbegierigen mancherlei unterhaltende Bücher, Landkarten und Schreibmaterialien, womit sie ihre Zeit nüzlich zubringen können, und also nicht genöthiget sind, in Trink- und Spielhäuser zu sitzen.

„Auch sollen ihnen Bücher mit nach Hause gegeben werden.„

Dieser Plan wurde der wohlthätigen Gesellschaft und einigen andern Freunden vorgelegt; von ihnen genehmigt und unterstüzt; und so kam auch diese so allgemein nüzliche Anstalt glücklich zu stande, in welcher seit 9 Jahren mehr als 700 Jünglinge nüzlichen Unterricht und angenehme Unterhaltung gefunden. Von Fremden hat der Lehrer dieser Sonntags-Schule schon viele Danksagungs-Schreiben erhalten, worinnen ihre Verfasser, wegen dieser kostbaren und so selten anzutreffenden Gelegenheit zum Wachsthum in Kenntnissen und guten Sitten, die Stadt Straßburg seegnen, und jedem Straßburger, der zu ihnen kommen würde, alle Liebe und Freundschaft zu beweisen versprechen. Wie sehr dergleichen Briefe den Fleiß und den Eifer des Leh-

rers anspornen müßen, wird der Gefühlvolle Leser leicht mitempfinden können.

Diese **Sonntags-Schule** ist also auch als eine Tochter jener Wohlthätigen Gesellschaft anzusehen.

Eine andere, nicht weniger nüzliche Einrichtung, hat ihr ebenfalls ihre erste Grundlage zu verdanken; ich meine die **Spinnsäle** und die **Armen-Verpflegung im Winter**, wovon im Anfang des Jahrs 1789 die erste Probe gemacht wurde.

Bekanntermaßen war die Kälte desselben Winters ganz ausserordentlich heftig. Die sehr großen milden Gaben, an Geld, Holz, Wellen und Lebensmitteln halfen der allgemeinen Noth sehr wenig ab; nach dreien Tagen plagte Frost und Hunger diejenigen Familien aufs neue, die eben ansehnliche Unterstüzung erhalten hatten. Dieses schmerzte einen Gefühlvollen Mann, der eben selbst an einem hizigen Fieber darnieder lag; er schrieb daher am Morgen des Neuen Jahrs eine Einladung, nebst einem Vorschlag an seine Mitbürger, nach welchem mit Wenigem Vielen geholfen werden könnte. Sein Vorschlag bestand darinnen: **daß man für wirklich Arme geräumige Säle wärmen; sie darinnen versammeln; unter guter Aufsicht zur Arbeit anhalten; denen die selbst keine Ar-**

heit haben, solche verschaffen, und für eine sättigende Mittags- und Abendmahlzeit Sorge trage sollte. Freilich, sagte dieser Menschenfreund, müße man nicht alle, die sich anmelden würden, ohne Unterscheid annehmen, sondern eine kluge und strenge Auswahl treffen, und bei der Aufnahme auf ganze Haushaltungen Rücksicht nehmen, weil sonst nichts geholfen wäre.

Diese Schrift, die in der Geschwindigkeit vielmal abgeschrieben und verbreitet wurde, wirkte wie ein Elekterschlag auf alle gute Menschen. In wenigen Tagen war ein Geld Beitrag von 2,400 Liv. in der hiezu errichteten Kasse. Uiber dieses ein Sack Mehl; fünf Säcke Erdäpfel; zwei Sester Gerste; 13 Pfund Reiß, und 62 Pfund Hanf. Zwei große Säle waren gleichfals zu ihrer Beherbergung eingerichtet, und nun wurde die Anstalt selbst eröffnet. Es war rührend anzusehen, wie Wittwen, Waisen, Greise und Kinder, mit Hanf, Wolle und Spinnrädern beladen, über Schnee und Eis, aus allen Gegenden der Stadt herbei strömten. Ein Aufsichts-Ausschuß von Männern führte die Verwaltungs-Geschäfte; wachte über die gute Ordnung bei der Arbeit, sorgte für den Unterricht der Kinder, und die Verpflegung der Kranken. Ein weiblicher Ausschuß, welcher aus angeseh-

nen Frauen bestand, übernahm die Küche und das Haushaltung-Wesen der Kolonie. So erhielten **achtzig Personen**, in der härtesten Zeit, Wärme, Kost, Arbeit, nothdürftige Kleidung, nüzliche Belehrung und Sorge für die Erhaltung ihrer Gesundheit.

Was die Kost betrift, so bekam jede Person täglich ein Pfund Brod; zweimal in der Woche Rindfleisch und Suppe, je auf drei Köpfe ein Pfund; zweimal Erbsen, Linsen oder Bohnen; und zweimal die **ökonomische Suppe** *) welche der Pfarrer der Margarethen-Kirche in Paris erfunden hat; und am Abend entweder Suppe oder abgesottene Erdäpfel.

Die Armen waren hiebey herzlich munter und vergnügt; sie sahen ungern die mildere Jahreszeit wieder eintreten, weil sie wußten, daß diese Unterstüzung alsdann aufhören würde. Von ihrem Fleiß mag das Verzeichnis ihrer Arbeit zeugen: 315 Pfund Hanf wurden auf dem Saal versponnen, und 46¼ Pfund Wolle zu 77 Paar Strüm-

*) Diese Suppe ist nicht nur eine gesunde und nahrhafte, sondern auch eine wohlfeile Speise. Sie besteht aus 2 Sester Erdäpfeln, geschält und zerdrükt; 12 Pfund Brod; ein Mäßlein Zwiebeln; 1/2 Pfund Fett; eben so viel Salz und 15 Maaß Wasser; dieses alles wohl mit ein ander gekocht giebt eine nährende Suppe für 40 Personen.

pfen verstrickt; ohne was die Armen mit Nähen und Flicken für sich selbst zu thun hatten, denn alle obige Arbeit wurde ihnen von der Anstalt bezahlt, die ihnen auch allen Hanf und Wolle geliefert hatte. Gewiß ein schönes Stück Arbeit für eine Zeit von zwei Monaten. Der gute Erfolg dieses Versuchs im Kleinen bewog hernach die neu erwählte Municipalität im folgenden Jahr diese Versorgungsart der Armen im großen einzuführen. Zu dem Ende wurden von dem Verwalter der milden Stiftungen mehrere **Spinnsäle** errichtet, die seit dem ununterbrochen fordauern.

Und nun nur noch eine kurze Uibersicht alles des Guten das die **Wohlthätige Gesellschaft** zum Nutzen der leidenden Menschheit geleistet und gethan hat. Laut der gedrukten Rechenschaft die diese Gesellschaft im Jahr 1790 herausgegeben hat, betrug die Einnahme der milden Beiträge, von 1780 bis 1790, also in 10 Jahren, 25,461 Liv. 6 S. 8. D. und die Ausgabe in eben dieser Zeit 25,383 Liv. 8 S. Wie diese Summe verwendet worden, siehet man aus der Rechnung der vier lezten Jahre, wovon ich aber nur die Totalsummen ausziehe:

Für körperliche Bedürfnisse.

		L.	S.	D.
von 1786 bis 1790 **Brodte**, jedes zu 6 Pf.	weisse, für die Kranken 188 schwarze 6,132	3,811	9	—

		L.	S.	D.
Holzwellen	7,484	1,130	10	—
Fleisch, für Kranke	564 Pfund	194	3	—
Arzneien und Badkuren		244	15	—
Kleidung		513	2	—
Leinwand für Hemde		433	—	—
An baarem und ausgeliehenem Gelde		1,561	5	4

Für Erziehung und Unterricht.

	L.	S.	D.
Moralischer Unterricht	1849	17	—
Lehrgeld für Lehrjungen	1194	11	—
Werkzeuge für Lehrjungen ...	129	3	—
Kostgeld für Kinder	478	2	—
Total	11,539	16	4

Derjenige müßte die göttlich reinen Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe noch nie empfunden, selbst noch nie nichts gelitten haben, dem bei Aufzählung der Summen des Guten, das eine so kleine privatgesellschaft in zehn Jahren stiftete, das Herz nicht warm würde, der nicht bewogen würde auszurufen; O das ist schön, das ist edel gehandelt! Künftig soll mein Herz bei dem Anblik des Elends meiner Brüder sich leichter öffnen; mehr in thätiger Liebe sich ergiessen! Ja, Freund! auch mein Herz erhält allemal einen neuen Schwung, wenn ich **Menschen menschenfreundlich handeln** sehe.

Da der harte Winter vom Jahr 1789 zu so vielem Guten Gelegenheit gab, so ist es billig, daß wir auch das Elend kennen lernen, welches durch die Strenge und allzulang anhaltende Kälte verursacht worden ist.

Schilderung des strengsten Winters in diesem ganzen Jahrhundert 1789.

Die Erndte des Jahrs 1788 war eine von den gesegnetesten, die uns seit einer Reihe von Jahren zu Theil worden sind. Auch die Weinlese war ansehnlich. Eben dieß läßt sich vom Obst, Gemüß, Rüben und Erdäpfeln sagen. Man konnte also wahrscheinlicher Weise einen guten, leicht zurüklegenden Winter hoffen. Allein diese Hoffnung, so gegründet sie zu seyn schien, schlug gänzlich fehl. Ungewöhnlich frühe stellte sich die herbe Witterung ein, und ungewöhnlich lange hielt sie an. Schon in der Mitte des Novembers zeigte sich der starrende Frost, mit allen seinen fürchterlichen Folgen. Ein großer Theil der Feld und Gartenfrüchte gieng zu grunde. Der mäßige Holzvorrath, den jede Familie sich angeschaft hatte, ward frühe verzehrt. Das zuerst niedere, und bald hernach ganz zugefrorne Wasser, so wie die ungeheure Menge Schnee auf den Straßen, erlaubte wenig Zufuhr. So stieg die Theurung der Lebensmittel — und sie stieg noch höher durch die Künste jener niederträchtigen

Menschen-Klasse, die eben durch die Noth ihrer Mitmenschen sich zu bereichern sucht, ich meyne die schwarze Zunft der **Wucherer.**

Aus einem Bericht der Astronomen in Paris, auf der königlichen Sternwarte, welche die Kälte mit den nemlichen Instrumenten gemessen, die in den vorigen kalten Wintern dieses Jahrhunderts gebraucht worden sind, erhellet folgendes:

Im Jahr 1709 stieg die Kälte dergestalt, daß das Thermometer 15 $\frac{1}{2}$ Grad unter den Gefrierpunkt sank; hielt aber nicht lange an.

Anno 1740 war sie von längerer Dauer, er reichte aber nur 10 $\frac{1}{2}$ Grad.

Anno 1776 stieg die Kälte auf 16 $\frac{1}{4}$ Grad, und dauerte 24 Tage.

Und den lezten Tag des Jahrs 1788, den 31 December sank eben dasselbe Thermometer auf 19 Grade unter den Gefrierpunkt, und die Kälte dauerte 60 Tage lang. Zu Inspruk soll, nach den öffentlichen Blättern, die Kälte auf 25 Grade gestiegen seyn, aus dieser Angabe der Pariser Astronomen ergiebt sich also, daß die Kälte vom Jahr 1789 um 3 $\frac{1}{2}$ Grad stärker als 1709 — und 2 $\frac{3}{4}$ Grade größer, und um 36 Tage anhaltender, als 1776 gewesen ist. Die von 1740 war viel geringer. **Der Winter von 1789 war also bei weitem der längste und härteste in diesem ganzen Jahrhundert.**

Um die Gemeinschaft zwischen den Dörfern und den Städten offen zu erhalten, waren alle Tage viele tausend Hände mit Wegschaffung ungeheurer Schneemassen beschäftiget. Von den Straßen und Gassen der Stadt, so wie aus dem Innern der Höfe, trug und führte man die Menge Schnee auf die großen Plätze der Stadt, in die Gräben und auf die Breusch in großen zerstreuten Haufen. Uiberall wandelte man zwischen Schneegebirgen, und fast glaubte man sich nach Spitzbergen, im kältesten Norden, versetzt.

Von den vielen Unglücksfällen, von denen aller Orten her die traurigste Berichte einliefen, führe ich nur die merkwürdigsten von denen an, die sich in unserm Lande zugetragen haben. Als am Christtage ein ganz unvermuthetes Thauwetter einfiel, verursachte dasselbe viel und mancherlei Unglücksfälle. Auf den steilen Bergen ballte sich der Schnee in großen Massen zusammen, bildete, wie in der Schweitz, Lauinen, welche sich mit großem Getöse in die unten liegenden Thäler stürzten, Hütten und Häuser bedeckten und Menschen und Vieh unter ihrem Schutt begruben.

Dieses Unglück traf insonderheit das anmuthige und fruchtbare **Leberthal**. Ein Mann mit seinem Sohne wollte daselbst in die Mette gehen; eine Lauine stürzte auf sie, und begrub beide unter der schröklichen Schneemaße.

Zu St. Croix, im nemlichen Thale, wo einige Häuser nach der Länge am Fuß eines steilen Berges angebaut sind, schos ein solcher Schnee klumpen an ein steinernes Hauß; die Mauren brachen, das Hauß stürzte zusammen, und begrub sechs Personen unter seinem Schutt. Nur ein kleines Kind, das ein alter Mann auf dem Arme trug, und zwischen zwei Balken kam, wurde gerettet.

Eine andere Lauine zerschmetterte einen Stall, und begrub achtzehn Stücke Vieh unter den Ruinen. Auch der schöne Marktflecken **Markirch** hat vieles gelitten. Man zählt überhaupt 16 Personen in diesem Thale, die auf diese Weise umgekommen sind.

Gleiches Unglük mußte auch das **Steinthal** erfahren. Auch hier wurden mehrere Menschen, und ein ganzer Stall voll Viehes von einer solchen Schnee- und Steinmasse begraben. Von erfrornen Menschen, und verunglükten Wanderern hörte man fast täglich die traurigsten Erzählungen.

Ein Beispiel dieser Art ist indessen zu merkwürdig und zu lehrreich, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen dürfte, ob es sich gleich nicht in diesem harten Winter, sondern im Jahr 1776 ereignet hat. In der Pfarrei, **Waltersbach**, im **Steinthal**, trug sichs zu, daß ein Mädgen

von 4 Jahren des Nachts ohne Hemd, welches eben in der Wasche war, zu der Hinterthüre des Hauses hinausgieng, um seine Nothdurft zu verrichten. Unterdessen schlug der Wind die Thüre zu; das arme Kind winselte und pochte an der Thüre, aber die strenge Kälte erstickte bald seine schwache Stimme. Des Morgens fand man es erstarret an der Hinterthüre des Hauses. Welch ein Anblick für die erschrokenen Aeltern! Aber mitten in der Angst ihres Herzens erinnerten sie sich an den Unterricht ihres Lehrers, den er ihnen vorher öfters von der Behandlung erfrorener Menschen, oder Theile des menschlichen Körpers gegeben hatte, und befolgten seine Vorschrift pünktlich. Sie legten nemlich das erstarrte Kind, mit Hülfe der herbei eilenden Nachbarn, in eine mit Schnee angefüllte Bütte, bedekten es mit einer Lage Schnee, und so oft diese Schneedecke schmolz oder sich zusammensetzte schütteten sie immer wieder frischen Schnee auf, so daß der Leib des Kindes ganz damit bedecket ward. Mittlerweile kam der menschenfreundliche Pfarrer des Orts, der nicht nur Lehrer seiner Gemeine, sondern auch ihr ordentlicher Arzt, Freund und Rathgeber ist, herbei. Sprach den Aeltern Muth ein; billigte die getroffene Anstalt und blieb nun selbst gegenwärtig, bis nach einigen Stunden das Kind wieder anfieng seine Glieder zu bewegen, und die Zeichen der wiederkehrenden Lebensgeister

sich immer deutlicher sehen liessen. Nun wurde das Kind in ein kaltes Bett gebracht, und ganz sanft mit wollenen Tüchern gerieben, bis es durch sich selbst erwärmt nach und nach Athem schöpfte, endlich die Augen aufschlug, und durch die unermüdete Sorgfalt des menschenfreundlichen Pfarrers wieder völlig hergestellt wurde, nur die große Zähe an einem Fuß, welche während der Operation nicht genug mit Schnee bedekt war, blieb noch leblos; und verursachte dem Kinde große Schmerzen, aber durch die nemliche Behandlung wurde auch dieses erfrorne Glied wieder geheilt. Diese Tochter ist gegenwärtig noch frisch und gesund, und dankt ihrem Retter für die Erhaltung ihres Lebens. Ihr Name ist **Juliana Spendler.**

Noch zwo andere Töchter des Dorfs Waltersbach, **Marie Paissible Scheidecker** und **Conkordia Caquelin** haben dem würdigen Pfarrer des Orts gleichfalls die Erhaltung ihres Lebens zu verdanken. Die erste fiel im Jahr 1786, in einem Alter von zwölf Jahren, in den reissenden Waldbach, der jenes Thal brausend durchströmet. Der Bach war mit Flösholz bedekt; es kostete daher viele Mühe und Zeit, bis man sie fand und für todt aus dem Wasser ziehen konnte. Die andere stürzte als ein Kind von zwei Jahren in einen Brunnenkasten: aber beide Kinder, ob sie gleich lange

im Wasser gelegen hatten, wurden durch zweckmäsigen Gebrauch der bekannten Mittel, Ertrunkene wieder ins Leben zu bringen, von dem menschenfreundlichen Landpfarrer, glücklich gerettet.

Bei Erzählung so schöner Handlungen verweilet der Menschenfreund gerne: und ich denke, Männer, die wegen ihren patriotischen Bemühungen und Aufopferungen für die Aufklärung eines gutmüthigen Völkgens von dem **Senat der fränkischen Republik**, selbst mitten unter den Kriegsunruhen, das Ehrenvolle Zeugnis erhalten, **daß sie sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben** — verdienen es auch, daß ihr Andenken in dieser Geschichte zur Nachahmung für andere aufbewahrt werde. Tretet her zu ihr wackern Männer, die ihr euch als **Volslehrer** auf dem Lande bestellen lasset, lernet an dem Exempel dieses ehmaligen Dorfpfarrers und seines eben so würdigen Vorfahren, wie viel Gutes ein Mann von euerm Stande bewirken kann, wenn er die hiezu nöthigen Kenntnisse und Eigenschaften besizt und treulich anwendet.

Vor 40 Jahren waren die armen **Steinthäler**, deren felsigtes Ländigen, das aus acht Dörfern besteht, seinen Namen mit Recht führet, rohe unwissende Leute. Sie redeten eine verdorbene französische Sprache, die niemand verstand;

konnten weder Lesen noch Schreiben; verstanden nicht einmal ihr Land mit Vortheil zu nützen; unempfindlich und unbekümmert, wie Lastthiere, trugen sie so die Bürde ihres armseligen Lebens. Aber **Stuber**, der ehrwürdige Greis, mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen, kam als Pfarrer dahin; durch sein uneigennütziges und liebevolles Betragen erwarb er sich bald die Liebe und Hochachtung dieser guten Leute, die ihn als ihren besten Freund und Wohlthäter ansahen. Da vor seiner Ankunft gar kein Unterricht statt hatte, und weder Schulgebäude noch Bücher vorhanden waren, so arbeitete **Stuber** Tag und Nacht um den Unterricht der Alten und der Jungen, auf die möglichst nüzlichste Weise einzuleiten. Er selbst vertrat die Stelle des Schullehrers, und in Ermanglung öffentlicher, hiezu eingerichteter Gebäude versammelten sich die Alten und die Jungen, wechselsweise in den geräumigsten Wohnungen der, in den fünf Dörfern wohnenden Bürger. Den Mangel an Büchern ersetzte **Stuber** durch sein **Methodisches Buchstabier-und Lesebüchlein**, welches nun zum sechstenmal gedruckt, und von dem Nationalkonvent mit Beifall aufgenommen worden ist, wie auch durch andere kleine Schriften, die er selbst verfertigte. Aber die braven Steinthäler bezeugten auch eine große Lernbegierde. Die ältesten Leute versäumten nicht leicht eine Lehrstunde, um wo mög-

lich noch Lesen und Schreiben zu lernen, daher war auch das Wachsthum in nützlichen Kenntnissen bei manchen ungemein groß. So bildete **Stuber** selbst die ersten Schulen und Schullehrer des Steinthals unter tausend Hindernissen die er zu bekämpfen hatte.

Sein Nachfolger, Bürger **Oberlin**, bauete mit gleichem Eifer auf den Grund den Stuber geleget hatte. Unter seiner Leitung kam das Schulwesen auf einen vortreflichen Fuß. Er fand vermögliche Freunde die seine Plane unterstützten; so wurde er in den Stand gesetzt, in drei Dörfern neue Schulhäuser zu erbauen und mancherlei nützliche Anstalten zu treffen, deren Beschreibung der enge Raum dieser Blätter nicht verstattet, die aber wohl werth wären, daß sie in einer besondern Schrift dem Publikum bekannt gemacht würden.

Die Schulanstalten im Steinthal, die Stuber und Oberlin daselbst gestiftet, sind, ohne weitere Umfrage, die besten unter allen Dorfschulen, die mir bekannt worden sind, im ganzen Lande. Die Anfangsgründe der Naturgeschichte, des Laufs der Gestirne, der Erd- und Völkerkunde, der Botanik oder Kräuterkenntnis, nebst andern nöthigen und nützlichen Wissenschaften, die in denselben gelehret werden, und die Art w i e man diese Kenntnisse den Schülern beibringt, geben ihnen einen großen Vorzug vor andern Schulen.

In jeder Rücksicht verdienen Stuber und Oberlin den Dank der Nation. Leben, Kräfte und Vermögen haben sie ihrem Amt und dem Wohl ihrer Gemeinden aufgeopfert: es scheint aber das Loos der Edelsten unter den Menschen zu seyn, daß, indem sie sich für das Glück Anderer verzehren, sie am Ende ihrer rühmlichen Laufbahn selbst noch mit dem Mangel kämpfen müssen: aber ihr Lohn ist groß jenseits des Grabes.

Schaden an der Rheinbrücke.

Den 18 Jan. fieng das Eis an dem obern Rhein an zu brechen, und stieß mit solcher Gewalt an unsere Rheinbrücke, daß zwei Joche und das Schiff, auf welchem ein Theil der Brücke ruhete, fortgerissen wurden. Nun war alle Gemeinschaft zwischen uns und Teutschland völlig abgebrochen. Aber der Magistrat ließ in aller Eile eine **große Fähre** erbauen, auf welcher nicht nur Fußgänger, sondern auch Kutschen und die schwersten Güterwägen, mit den angespannten Pferden, sicher über den Rhein gesetzt werden konnten, so, daß Handel und Wandel durch die Beschädigung der Brücke nicht das Geringste gelitten hat.

Ein anderes Unglük, welches der starke Frost verursachte, war, daß wegen Mangel an Wasser kein Müller malen konnte. Unsere Stadt empfand zwar diesen Mangel nicht so sehr. Die

Vorsicht des Magistrats hatte mehrere tausend Fürtel Mehl auf der Stadt Speichern aufgeschüttet, welches jezt an die Becker und Bürger ausgetheilt wurde. Aber sonst war allenthalben große Noth. In Genf sahe sich die Bürgerschaft genöthiget, ihr Getreide auf Kaffeemühlen zu malen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß dieses Hülfsmittel im Fall der Noth nicht zu verachten ist.

So sehr jedermann wünschte daß die Kälte bald ein Ende nehmen möchte: so sehr waren gleichwohl aller Herzen mit Angst und banger Erwartung erfüllt, wegen dem zu befürchtenden Schaden des Eisganges. Das Eis auf den Flüssen war wohl schon gebrochen, aber es stockte und stemmte sich allenthalben. Den 24 und 25 Januar fieng es endlich an abzufließen, aber am 26sten war der schreckenvollste Tag. Die großen Eisstücke, die in unglaublicher Menge die Breusch und die Stadtgräben bedeckten und anschwellten, schlugen und stießen mit Macht an alles was ihnen im Wege stand. Es war ein prächtig schönes, obgleich Schauder erregendes Schauspiel, das Krachen, Toben, Wälzen, Aufthürmen der Eismassen, und den Kampf der rauschenden Fluthen mit denselben, anzusehen! Indessen lief doch alles noch so ziemlich glücklich ab. Die Brücken waren gegen alle

Unfälle auf das sorgfältigste verwahrt, und dieß scheint sie gerettet zu haben. Eine einzige Brükke mittlerer Größe, und etliche Wäscher-Brittschen sind ein Raub der Fluthen geworden.

Aber nicht nur wegen diesem strengen Winter ist das Jahr 1789 das merkwürdigste in diesem ganzen Jahrhundert: sondern noch vielmehr ist es das einzig merkwürdige Jahr, wegen dem **großen Aufstand des französischen Volks**, welches sein Haupt muthig empor hob, die Sklaven-Kette abwarf, seine Unterdrücker bestrafte, so die Freiheit erkämpfte, und den Grund zu der großen Revolution legte, deren geseegnete Folgen sich nach und nach über ganz Europa verbreiten werden. Diese wichtige Geschichte, ist es die ich jezt, so weit sie insonderheit die Stadt Straßburg angehet, erzählen soll.

Ich denke aber daß es viel zur Aufklärung unserer Revolutionsgeschichte, so wie zur Belehrung und Aufmunterung der Bürger beitragen werde, wenn ich meinen Lesern vorher die Geschichte des **Amerikanischen Kriegs**, der ohnmittelbar vor unsrer Revolution hergieng, und unsern Finanzen den lezten Stoß versezte, ins Gedächtnis zurückrufe, indem ich eine kurze Uibersicht desselben vorausschicke.

Geschichte der Amerikanischen Revolution.

Die XIII vereinigten Staaten von Amerika führten vor ihrer Befreyung vom Englischen Joch den Namen **Neuengland**, weil diese Colonien von den Engländern angelegt worden sind. Aber das Mutterland behandelte die Amerikaner als Stiefkinder, und schränkte ihre Handelsfreiheit allzusehr ein. Alle Erzeugnisse und Güter ihres Landes mußten sie an England verkaufen: und alle Europäischen Waaren die sie nöthig hatten, mußten sie auch wieder allein von Engländern in theuern Preisen annehmen, ob sie gleich die Amerikanischen Produkte bei andern Nationen theurer anbringen, und die Europäischen Waaren viel wohlfeiler hätten kauffen können. Es war ihnen nicht erlaubt Manufakturen und Fabriken anzulegen, weil sonst die englischen Fabrikanten und Handelsleute nicht mehr so viel Gewinn hätten ziehen können. In andern Sachen waren sie ziemlich frei, und Abgaben an die Krone zahlten sie gar keine. Aber schon dieser Handlungszwang erweckte vieles Misvergnügen, doch trugen sie diese Fesseln noch so ziemlich geduldig. Als aber die engliche Regierung im Jahr 1765 die **Stempeltaxe** einführte, und hernach den **Zoll** auf Papier, Glaß, Farbwaaren, und zulezt auf den **Thee** erhöhte, da stieg das Misvergnügen der Colonisten auf den höchsten Grad, und brach endlich im Jahr 1775 in volle Flammen aus.

Anfangs hoben sie den Handel mit England so lange auf, bis ihren Klagen abgeholfen seyn würde; und damit sie die englischen Waaren desto besser entbehren könnten, so legten sie in ihrem eigenen Lande Glashütten, Papier- und Pulver-Mühlen an, und behalfen sich im übrigen so gut sie konnten. Die niederste Klasse der Einwohner begieng indessen, bald da bald dort, die grösten Ausschweifungen. Sie mishandelten die Zollbedienten; rissen die Zollhäuser nieder; traten die Verordnungen des brittischen Parlaments mit Füssen, und verbrannten sie auf öffentlichen Plätzen; andere warfen sogar ganze Schiffsladungen Thee ins Meer. Aber auch die Vorsteher des Volks thaten kühne Schritte; sie versammelten das Volk und berathschlagten sich öffentlich gegen die Krone; sie liessen Cirkular-Schreiben in alle Provinzen ausgehen; bewafneten alle Bürger; errichteten eine Nationalgarde, und übten sie in den Waffen. Und als ihnen aus England keine Kriegsbedürfnisse mehr zugeführt werden durften, so griffen sie die königlichen Zeughäuser an, und bestürmten kleine Forts, um Geschütz, Pulver und Blei zu bekommen. Als endlich die Regierung 1775 Truppen nach Amerika schikte, um die unruhigen Colonien wieder zum Gehorsam zu bringen, so erklärten diese dem Mutterlande den Krieg!

Inzwischen war es gewiß ein sehr gewagter Kampf, dessen glücklichen Ausgang für die Amerikaner kein Mensch vermuthet hätte. Auf einer Seite das stolze England, dessen Flotten die Meere beherrschten; dessen gefürchtete Macht den Nationen Geseze vorschrieb; das die geübtesten Krieger und Matrosen, eine Menge Geschüz und Kriegsmunition aufstellen konnte: auf der andern Seite die armen und im Kriege ganz ungeübten Colonisten, oder Landanbauer, denen es an Geld, Waffen, Schiffen, Kanonen, und kurz an allem fehlte, was zu einem solchen Kriege nothwendig ist; die keine andern Vortheile hatten, als daß sie die Gelegenheit ihres Landes kannten, Lebensmittel genug, und einige redliche einsichtsvolle Männer, einen **Washington**, **Franklin**, **Adam** und andere, an ihrer Spitze hatten, die durch ihre Klugheit und durch ihren Muth die Sache des Volks leiteten.

Das schwerste für diese Volksführer war das, daß die Colonisten unter sich selbst nicht einig, sondern in **drei Partheien** getheilt waren, **die wahren Patrioten**, die alle für die Freiheit zu sterben bereit waren, theilten sich, vermöge ihrer Temperamente, in **ruhig denkende** und in **hitzige Köpfe**. Dieses hielt freilich die Berathschlagungen lange auf; wenn die Leztern die strengsten Maasregeln anriethen, so wollten die Erstern vorher gelindere Mit-

tel gebraucht wissen. Doch, da sie alle es redlich meynten, so standen sie zulezt, als das Vaterland in Gefahr kam, alle für einen Mann. Ganz anders, war es mit der **dritten** Gattung von Einwohnern beschaffen die man **Lojalisten** nannte. Diese waren im eigentlichen Sinn **Verräther des Vaterlandes.** Sie hielten es mit dem König und dem Parlamente; und wollten **die alte Regierung wieder hergestellt wissen.** Ihre Anzahl war sehr groß, und bestand aus lauter solchen Leuten, die aus der alten Verfassung Vortheile zogen. Mit dem Ausbruch des Kriegs wanderten über 80tausend dieser Misvergnügten aus ihrem glüklichen Vaterlande. Die Stadt **Boston** allein verlohr 1500 ihrer reichsten Einwohner. Viele tausend dieser Emigranten wurden von der englischen Regierung bewaffnet, und bildeten kleine Korps, die aber von ihren patriotischen Landsleuten nach und nach aufgerieben wurden. Weiber, Kinder und Greise irrten im Elende herum, ohne Hülfe und Rettung von Seiten Englands. Die Uibelgesinnten welche nicht auswanderten, wurden scharf bewacht, und wenn sie sich das Geringste zu Schulden kommen ließen, mit Gefängnis, Einziehung ihrer Güter, oder gar mit dem Tode bestraft.

Aber die muthigen Freiheit liebenden Amerikaner thaten Wunder der Tapferkeit. Gleich an-

fangs fielen sie in Canada ein, und eroberten in einem Sturm die mehresten englischen Grenzvestungen, wo sie eine Menge kleines und großes Geschütz und andere Kriegsbedürfnisse erbeuteten. Die Mühseligkeiten sind aber auch unbeschreiblich, die sie auf dieser beschwerlichen Reise, in einem kalten und verwilderten Lande auszustehen hatten; undurchdringliche Wälder, mit Schnee bedekte, steile Gebirge; ein, mit unzählichen Flüssen, Morästen und Seen durchschnittener, unwegsamer Boden, sezten ihren Muth und ihre Kraft mit jedem Schritt auf die Probe; aber die tapfern Republikaner überwanden die Natur und den Feind mit gleicher Standhaftigkeit. Den Engländern nahmen sie viele Schiffe weg, die den Armeen Lebensmittel zuführten, daher diese öfters den bittersten Mangel leiden mußten. Zwanzig tausend Amerikanische Nationalgarden hielten einmal die ganze Englische Land- und Seemacht, in und um Boston, viele Monate lang, belagert und verschlossen; und zwo feindliche Armeen geriethen ganz in ihre Gefangenschaft.

Aber sie waren darum nicht immer Sieger. Sie kamen in dem Laufe dieses achtjährigen Krieges auch oft in große Noth und Gefahr. Oft wurden ihre Heere geschlagen, und ganze Provinzen fielen in die Gewalt der Feinde;

viele Städte wurden ein Raub der Flammen, und die blühendsten Ländereien verheeret; selbst die Hauptstadt des Landes, das schöne, reiche **Philadelphia**, der Sitz der neuen Regierung, wurde von den Engländern erobert. Ihre Seemacht, eine ansehnliche Flotte, wurde ganz zerstört; und gleichwohl verloren sie den Muth nicht: ein einziger glücklicher Schlag rettete sie wieder aus der grösten Verlegenheit. O, es ist eine sich täglich bestätigende Wahrheit: **Ein Volk das im Unglück den Muth nicht verliehrt, ist völlig unbezwingbar! Gefahr weckt den Geist eines edeln Volks, macht ihn wachsamer, vorsichtiger, muthiger: da im Gegentheil fortdauerndes Glück trozig, aufgeblasen und sicher macht.**

Die gröste Noth der guten Amerikaner in diesem Kriege war der **Geldmangel**. Klingendes Geld war zwar bey ihnen immer selten. Ihr innerer Handel bestand meistens im Tausch der Waaren gegeneinander; auch mitten im Frieden hatten sie unter sich Papiergeld, das völligen Werth hatte: aber jezt im Kriege hatten sie gar kein anderes als Papiergeld; und sie mußten, aus Mangel eigner Manufakturen, alle ihre Bedürfnisse von Fremden kaufen, die ihr Papiergeld nicht zu brauchen wußten, und bey ihrer ungewissen Lage hatten sie auch noch wenig Kredit.

Ihre Assignaten verloren zulezt 90 vom 100. Die guten Republikaner mußten daher an manchen Bedürfnissen den bittersten Mangel leiden. Ihre Soldaten waren kaum halb bekleidet; ohne Strümpfe, ohne Schuhe mußten sie die beschwerlichsten Märsche unternehmen, und gegen den Feind fechten. Daher brachen öfters gefährliche Unruhen in ihren Armeen aus. In dieser großen Verlegenheit kam ihnen Frankreichs Hülfe wie vom Himmel gesandt. Der französische Hof fand es zwar noch nicht für rathsam, mit England zu brechen; er verbot daher öffentlich, daß man den Amerikanern keine Kriegsbedürfnisse zuführen sollte. Dieß war aber nicht so im Ernst gemeynt. Der bekannte **Beaumarchais** rüstete schon im Jahr 1776 mehrere Schiffe mit Kleidungsstücken und Kriegsbedürfnissen für sie aus; und aus andern Häfen Frankreichs giengen 20 Kauffartheischiffe, mit dergleichen Waaren befrachtet, nach Amerika ab; auch unsere Offiziere, Ingeniere und Kanoniere flogen Schaarenweise zu den Armeen der Republikaner.

Endlich im Jahr 1778 schloß Frankreich mit ihnen ein förmliches Vertheidigungs-Bündnis; erkannte sie als einen unabhängigen freien Staat; und unterstüzte sie mit Volk, Geld und Kriegsbedürfnissen. Diese Hülfe war ohnstreitig recht zweckmäßig angebracht; und von unse-

rer ungeheuern Staatsschuld ist sicher kein Geld besser angewendet worden, als die **achtzehn Millionen** Liv., die, über alle Kriegskosten, den neuen Republikanern von dem französischen Hof als ein Anleihen vorgeschossen worden sind. Allein alles, was der französische Hof für die Amerikaner that, kam aus sehr unreinen Quellen. Wie konnte ein König, der sein eigenes Volk despotisch regierte, und jeden Keim von Freiheitsliebe in ihm zu ersticken trachtete, die Freiheit eines unterdrükten fremden Volks redlich wünschen und mit solchem Nachdruk befördern wollen? Nein, um die Freiheit der Amerikaner war es Frankreich nicht zu thun, wohl aber um die Schwächung Englands, durch den Verlust dieser Kolonien. Indessen führte Frankreich, in Gemeinschaft der Amerikaner den Krieg noch fünf Jahre fort, bis es im Jahr 1783 für die freien Amerikaner zu einem vortheilhaften und ehrenvollen Frieden kam. Nach den vielen ausgestandenen Drangsalen geniessen sie nun die herrlichen Früchte einer ächt republikanischen Freiheit. England mußte ihnen noch das beste Stück von **Kanada** abtreten; ein Land, das beinahe noch einmal so groß als ganz Frankreich ist; denn es enthält 18,000 Quadratmeilen, da Frankreichs Oberfläche nur 10,000 in sich begreift. Und da der Flächen-Inhalt der 13 Colonien vor dem

Kriege 25,470 Quadratmeilen betrug, so ist folglich die völlige **Größe dieses neuen Freistaats** 43,470 **gevierte Meilen** groß. Diesemnach wäre für mehr als hundert Millionen Menschen Raum und Nahrung genug vorhanden, obgleich nur erst **drei Millionen** daselbst leben. Aber seit diesem Frieden wächst der Reichthum, der Wohlstand und die Bevölkerung mit jedem Tage. Die Regierung wechselt nun das Papiergeld wieder ein, und wer viele Assignaten hat, wird bloß durch diesen Gewinn ein grundreicher Mann. Es gab einige reiche Gutsbesitzer, welche alle ihre beweglichen Güter, ihr Silber, Gold und andere Metalle, gegen einen sehr mäßigen Gewinn, zum Besten des Vaterlandes, und der allgemeinen Armuth auszuhelfen, in lauter Assignaten verwandelten, die sie, bis nach dem Kriege, in ihre Kisten verschloßen; nun werden sie ihnen vom Staat in vollem Werth ausgelößt, und das gerettete Vaterland seegnet ihre patriotische Handlung.

Unsere Gesezgeber scheinen unsere Konstitution von der Amerikanischen entlehnt zu haben; denn die Grundsäze, **Freiheit, Gleichheit** und **Bruderliebe** sind in beiden Constitutionen die nemlichen. Bloß daß die Fränkische mehr vervollkommnet und auf Frankreichs Lage passender eingerichtet ist. Der Unterschied der Stände ist

in Amerika wie in Frankreich ganz aufgehoben; keine Klasse von Bürgern hat vor der andern erbliche Ansprüche auf Rang, Aemter oder Würden; vielmehr kann jeder Bürger, der Kenntnis und Rechtschaffenheit besizt, zu allen Aemtern des Staats gelangen. Die Bürger wählen ihre Deputierte, Richter und Verwalter selbst, und, wie in Frankreich, nur auf wenige Jahre. Völlige Religions-Freiheit, Freiheit des Handels, Sicherheit des Eigenthums, und gleiche Vertheilung der Abgaben auf alle, sind Grundsätze, welche die Amerikaner mit den Franken gemein haben.

Während des Amerikanischen Kriegs konnte die Konstitution der dreizehn vereinigten Staaten nicht ganz in Ausübung gebracht werden; da mußten sie auch revolutionäre Maßregeln ergreiffen. Aber nachdem sie Freiheit und Frieden errungen, geniessen sie nun auch die herrlichen Früchte desselben unter dem Schuz ihrer vortrefflichen Verfassung.

Vorbereitet durch diese kurze Erzählung der amerikanischen Revolution, die uns im Kleinen beinahe alle die Auftritte und Ereignisse, wie in einem Spiegel, vorhält, die Frankreichs Staats-Umwälzung im Großen bisher der Welt vor Augen gestellt hat, wollen wir nun den Anfang der fränkischen Revolutions-Geschichte beschreiben.

Zustand des französischen Reichs vor der Revolution.

Durch die schlechte Regierung, unnöthigen Kriege, und die ausschweifende, verschwenderische Lebensart unsrer Könige, der Prinzen und des Hofs sank Frankreich nach und nach in eine Schuldenlast von mehr als sechs **Milliarden**, oder sechs tausend Millionen Liv. Gewiß eine ungeheure Summe, die noch dazu wegen den fürchterlichen Zinsen, die sich jährlich auf mehr als 240 Millionen Liv. beliefen, die nicht bezahlt werden konnten, noch täglich größer wurde! Der Hof suchte zwar den elenden Zustand der Finanzen so viel möglich zu verbergen. Alle nur erdenklichen Mittel Geld zu erpressen wurden hervorgesucht. Die General-Pachter, denen alle Einkünfte des Staats verpachtet waren, machten sich auch ein Vergnügen daraus dem schwelgerischen Hof Millionen auf Millionen vorzuschiessen; denn eben dadurch wurden diese Blutsauger der Regierung unentbehrlich, und bekamen desto mehr Gelegenheit das arme Volk zu drücken. So häufte sich die Staats-Schuld ins unermeßliche, und im Jahr 1783 hatte der lasterhafte Hof die Einkünfte des Reichs schon auf **sieben Jahre zum voraus** verschlungen; und gleichwohl machte man immer Anleihen auf Anleihen.

Endlich widersezte sich das Parlament zu Paris, und wollte kein Anleihen mehr in seine Register eintragen. Es fiel zwar darüber in Ungnade, und einige Glieder desselben kamen in Arrest. Das Parlament mußte endlich der königlichen Alleinherrschaft weichen, und aus Zwang gehorchen, aber seine Widersezlichkeit und die laute Stimme des Volks hatten gleichwohl die gute Wirkung, daß der Hof mit der Sprache herausgieng, und den traurigen Zustand der Finanzen öffentlich bekannt machte, auch zugleich erklärte, die ganze Reichsverfassung seie voller Mängel und Gebrechen; der König sehe kein anders Mittel den eingeschlichenen Misbräuchen zu steuern, und die Konstitution des Reichs, zum Glück seines Volks, wie er sich ausdrückte, auf vesten Fuß zu gründen, als **die Versammlung der Reichsstände.** *)

Diese

*) Im Grunde war es aber dem König und dem Hof um nichts zu thun, als daß die Reichsversammlung Mittel ausfindig machen möchte, wie die unermeßliche Schuldenlast getilgt, einige, den Hof nicht berührende, Verbesserungen eingeführt und neue Geldquellen eröffnet werden möchten; übrigens aber die königliche Allgewalt, mit allen ihren durchlauchtigsten Schwachheiten, Thorheiten und Völkermordenden Sünden unangetastet bleiben und das Hofgeschmeiß bei seinen

Diese Erklärung belebte den Muth und die Hoffnung aller Franzosen. Der Geist des Volks erwachte; nun erst fühlte es recht die Last seiner Fesseln, und sann auf Mittel dieselbe bei dieser Gelegenheit abzuwerfen. Tausend Federn waren beschäftigt, kühn und frei über die Rechte des Volks, über die Form, Einrichtung und Verhandlungen der künftigen Reichsversammlung zu schreiben. Der am meisten gedrückte, aber durch Kunst und Wissenschaft aufgeklärte, und durch Handlung und Industrie großentheils begüterte **Bürgerstand**, (Tiers-Etat) redete insonderheit in einer freien männlichen Sprache; vertheidigte seine Rechte gegen die beiden privilegierten Stände, den **Adel** und die **Geistlichkeit**, und verlangte mit Nachdruk: **daß die Zahl der Deputierten des dritten Standes der, der beiden ersten Stände gleich seyn**, wie nicht weniger daß man **die Stimmen nicht nach den Ständen, sondern nach den Köpfen abfassen solle.**

Diese Muthvolle Vertheidigung der Rechte des Bürgerstandes und seine Forderungen sezten die privilegirten Stände in große Verlegenheit. Zwar schienen viele vom hohen Adel und von der

---

Himmelschreienden Lastern, und dem schwelgerischen Genuß seiner ungeheuren Pensionen ungestört gelassen werden möchte.

Geistlichkeit die Billigkeit dieser Forderungen einzusehen, und unterstüzten daher das Begehren des Bürgerstandes; der weit größere Theil hingegen, nebst den Prinzen vom Geblüt, protestierten heftig gegen diese Neuerungen, wie sie es nannten: aber ihre Widersezlichkeit stählte nur den Muth des Tiers-Etat seine Rechte zu behaupten. **Aus diesem allem erhellet, daß schon vor der Zusammenberufung der Reichsstände das ganze Reich in Gährung war.** Die drei Stände waren eifersüchtig auf einander; hielten in den Provinzen abgesonderte Versammlungen, und faßten Schlüsse, die einander schnurstraks entgegen waren.

Endlich berief der König, im Jahr 1788 die **Notabeln** des Reichs zusammen, um vorläufig mit ihnen über die wichtigsten Gegenstände, den bevorstehenden Reichstag betreffend, zu berathschlagen; und nach einer sechs monatlichen Arbeit erfolgte endlich den 27 December, 1788 im Staats-Rath das Resultat der bisherigen Verhandlungen.

„Daß nemlich die **Deputierten** bei der nächsten Reichsversammlung wenigstens **tausend** an der Zahl seyn sollen.

„Daß jede Amtei nach dem zusammengesezten Verhältniß ihrer Bevölkerung und Abgaben mehr oder weniger Glieder dazustellen solle.

„Daß die Zahl der Deputierten vom Bürgerstande so groß seyn solle, als die der beiden ersten Stände zusammengenommen."
Die Freude des Bürgerstandes, über diese Entscheidung des Staatsraths war unbeschreiblich.

Zustand der Stadt Straßburg in den lezten Jahren vor der Revolution.

Die Stadt Straßburg betreffend, so herrschte hier im Stillen ein allgemeines Misvergnügen, welches durch den Druk der Regierung täglich vermehrt wurde. Die Lebensmittel waren durch Accis, Zoll und Umgeld ohnehin schon beschwert genug, und doch wurde im Jahr 1782 auch noch die allerlästigste Abgabe, unter dem Namen **Octroy** auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse gelegt, wovon abermal 150,000 Liv. in die königliche Kasse geliefert werden mußten. Viele Jahre nacheinander mußten die Bürger den **zwanzigsten Pfennig doppelt**, auch einigemal **dreifach** bezahlen. Uiberdieß war der **Handel** in allen Theilen **gekränkt**. Die zum Dienst des Königs erforderlichen Geld- und Natural-Lieferungen überstiegen **jährlich** die Summe **einer Million**. Die königl. Officianten, Prätor, Intendant, Marschall und wie die Andern alle hiessen, waren in ihren Forderungen, um Lieferung an Effekten und Mobilien, ganz unersättlich.

Indeß die Bürgerschaft in den kalten Wintermonaten nicht wußte wo sie etwas Holz zu der nothdürftigsten Wärmung und Zubereitung ihrer Speisen hernehmen wollte, mußten sie mit Augen zusehen, daß in den Küchen dieser Herren die grösten Feuer Tag und Nacht umsonst fortbrannten, bloß darum, damit das Küchengesinde recht viele Asche zu seinem Vortheil verkaufen könnte. Dem Wäscher des Marschalls, zum Exempel, mußte alle Monat sechs Klafter Holz geliefert werden, wenn schon sein Herr in Paris sich aufhielt; gerade so verschwenderisch gieng man in diesen Häusern mit allen andern Lebens-Bedürfnissen um, während die Bürgerschaft der bitterste Mangel drükte!

Auch zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft hatte sich einiges Misvergnügen erhoben, welches durch verschiedene Anläße immer höher stieg. Es betraf aber nicht so wohl den ganzen Magistrat, als vielmehr nur einige Glieder desselben; die, weil sie sich unter den Despotismus des Hofs gehorsam beugen mußten, wähnten, daß auch die Bürgerschaft ihre despotischen Machtsprüche eben so sklavisch befolgen müße. Insonderheit hatte sich die **Fünfzehnkammer** den Haß der ganzen Bürgerschaft, zugezogen.

Da diese Kammer insonderheit die Handwerkssachen schlichtete, so war bald keine Profession

oder Kunst die nicht gegen die Herren Fünfzehn vieles zu klagen hatte. Man beschuldigte sie, sie nähmen zu Bürgern und Meistern an, wen sie wollten, wenn er nur Geld gäbe; sie befolgten keine Ordnung noch Handwerksartikel; es heisse bei ihnen immer: die gnädige Herren Fünfzehn hätten das Recht, **in allem zu mindern und zu mehren.** So gegründet diese Klagen seyn mochten, so weis man doch auch, wie elend, unpolitisch, eigensüchtig, oft menschenfeindlich diese Handwerks-Ordnungen waren, und daß daher ein großer Theil dieser Klagen als ungerecht und dem gemeinen Wesen nachtheilig, wegfallen. O gewiß, mancher rechtschaffene, geschikte, fleißige Mann, der jezt gemeiner Stadt Nuzen mehr als Andere befördert, wäre nicht aufgenommen worden, wenn es auf die Handwerks-Ordnungen und Artikel angekommen wäre.

Endlich so glimmte auch ein Funke der Zwietracht unter den Magistratspersonen selbst; der hernach bei einer, an sich kleinen und unbedeutenden Veranlassung in ein heftiges Feuer ausbrach; ich meyne die Geschichte mit den **Metzgerwaagen**, welche für die Kammer der Fünfzehner einen so unglüklichen und schmählichen Ausgang nahm, daß sie nicht nur alles Ansehn verlohr, sondern auch der Gegenstand des allgemeinen Hasses wurde.

Ich habe über diese Begebenheit, an welcher die ganze Bürgerschaft so großen Antheil nahm,

viele mündliche Nachrichten eingezogen, und auch gehörigen Orts benuzt: übrigens halte ich mich auch hier wieder an die Acten, und erzähle meinen Lesern wie ich es in den Protokollen finde.

Auszug aus dem Bericht, den die XV Kammer an Räth und XXI gelangen ließ.

(Prot. der XV Kammer.)

Schon im Jahr 1784 machte ein Mitglied der XV Kammer das Kollegium auf den schlechten Zustand der Metzgerwaageu, auf die Klagen, die desfalls bei der Bürgerschaft gehöret würden, und auf die Nothwendigkeit aufmerksam, eine Gleichförmigkeit dieser Waagen, durch welche eines der ersten Lebensbedürfnisse dem Publikum zugetheilt würde, einzuführen. Die Waagschaalen, deren sich die Metzger bisher bedienten, seien einmal von Kupfer, welches offenbar der Gesundheit schädlich seyn könnte; zweitens seien sie so tief, daß der Käufer das Gewicht nicht sähe, und folglich sehr leicht betrogen werden könne; geschähe auch dieses von den Meistern nicht, so könnte es doch von den Knechten geschehn, denen das Aushauen öfters überlassen werden müsse. Drittens seien viele in einem so schlechten Zustande, daß man, um sie ins Gleichgewicht zu bringen, allerlei alte Stücke Eisen daran habe hängen müssen.

Diesem Bericht zufolge trat sogleich eine Deputation mit den Zunftmeistern, wegen Verbesserung der Waagschaalen in Unterhandlung. Man ließ Waagschaalen von Besançon zur Probe kommen, welche daselbst erst neulich allgemein eingeführt worden waren; dagegen wendeten die Zunftmeister ein, in den mehresten Metzgerbänken wäre nicht Raum für diese Waagen. Man schlug andere vor, mit einem fünf Finger breiten aufrechtstehenden Rande; diese waren ihnen auch nicht anständig; viereckigte Waagschaalen auf welche man 4 halbe Centnersteine ganz bequem neben einander stellen konnte, hatten eben so wenig das Glük den Metzgern zu gefallen, und man konnte es leicht an ihnen verspüren, daß sie gar nicht gesonnen wären, ihre alten Waagen abzuschaffen. Nach vielen vergeblichen Versuchen verstanden sich endlich die Zunftmeister zu der Form von Waagschaalen, die ihnen drei Jahre hernach die Kammer machen ließ, weil man wohl sahe, daß sie selbst niemalen sich dieselben anschaffen würden.

So erzählt die XV Kammer den Anfang des Handels.

Nun erfolgte den 21 April 1787 ein Dekret der Hr. Fünfzehn, „daß alle Metzger gehalten seyn „sollten, bis den 1. May ihre kupferne Waag„schaalen wegzuthun und die neuen aufzuhängen.“

Allein die Zunftmeister nahmen gar keine Rüksicht auf das ihnen zugeschickte Dekret, machten es auch der Meisterschaft nicht bekannt, sondern brachten viele Einwendungen gegen diese Waagen vor. Den 7 Mai erfolgte ein neues geschärfteres Dekret, aber auch dieses wurde nicht befolgt. Nun wurden, einem Schluß der Kammer zufolge, die alten Waagschaalen durch Obrigkeitliche Gewalt abgenommen, und die Neuen aufgehängt. Der Fünfzehn-Sekretarius in einer Stadtkutsche, begleitet von Einspännigern und Polizeibedienten, wohnte dieser Handlung bei. Die Metzger liessen es ruhig geschehen; so bald aber jene die Metzig verlassen hatten, so nahmen sie ihre kupferne Schaalen wieder zur Hand, und legten die Neuen auf die Seite; gaben aber ihre Klagen und Gründe, warum sie diese Waagschaalen nicht brauchen könnten, der Fünfzehnkammer schriftlich zu erkennen. Als Ursachen gaben sie an: sie hätten öfters ganze Viertel-Stücke von Rindern unter sich zu wägen, dazu seien diese Waagen zu klein; ferner wären die Schaalen so flach, daß das Gewicht öfters herunterfallen müßte, wodurch leicht Unglück entstehen könnte; und endlich seien sie für den angesezten Preiß, 28 Liv. 10 Sols viel zu theuer. (*)

*) In dem Protokoll stehet nur: daß die Metzger sollen gehalten seyn, für diese Waagen so

Die Fünfzehnkammer widerlegte diese Einwendungen; sezte einen neuen Termin vest, und drohete, im Fall einer fernern Widersezlichkeit, mit schwerer Strafe. Allein die Metzger fragten nichts darnach; auch dieser Termin verstrich, und sie blieben bei ihrem Entschluß.

Einen solchen hartnäckigen Widerstand von Seiten der Metzger hatten sich die Herren Fünfzehen nimmermehr vorgestellt; und es war ihnen nun wirklich bange, wie sie ihr obrigkeitliches Ansehn in diesem verdrießlichen Handel ungekränkt erhalten möchten: denn es hatten sich mancherlei nachtheilige Gerüchte in der Stadt verbreitet, als zum Exempel: „Mit den Metzgern habe man nur „den Anfang gemacht; nach und nach aber würde „man allen Professionen und Handelsleuten, die „nach dem Gewicht verkaufen, solche theure Waa„gen aufdringen.“ Auf den Bierbänken schalt man daher auf die Fünfzehner, und lobte die Standhaftigkeit der Metzger. Hätte die Fünfzehnkammer in dieser Sache nicht so eigenmächtig, wie sie aber freilich immer zu thun gewohnt war, gehandelt; hätte sie ihr Projekt mit den Metzgerwaagen dem versammelten Magistrat vor-

---

viel zu bezahlen, als die Kammer dafür ausgelegt habe: daß man ihnen anfangs 28 Liv. 10 S. abforderte, gründet sich auf die einstimmige Aussage mehrerer Metzger.

gelegt, und dessen Genehmigung gesucht, so wäre sie unterstüzt gewesen, und der Fall, von einer militärischen Exekution Gebrauch zu machen, wäre wirklich eingetreten: nun aber standen sie allein, und manche andere Magistratspersonen freuten sich heimlich dieser so oft verschuldeten Demüthigung.

Die Fünfzehnkammer schikte nun eine Deputation an den Kommandanten der Stadt; trug demselben die Lage der Sachen mit den Metzgern vor, und bat um militärische Hülfe. Dieser gab zwar gute Worte; billigte auch die vorhabenden Maaßregeln, wieß aber die Deputierten an den Königs-Leutenant, Klinglin. Ob die Kammer von diesem eine abschlägige Antwort befürchtete, oder ob andere Ursachen obwalteten, weis ich nicht, kurz, das Projekt, die militärische Macht aufzubieten, wurde aufgegeben.

Nun thaten aber die Metzger einen Schritt, der der Sache mit einemmal eine noch viel ernstlichere und gefährlichere Wendung gab. Sie beklagten sich nemlich bei Räth und Einundzwanzig, über die Zumuthungen der Fünfzehnkammer, und bathen um Untersuchung ihrer Klagen. Dieses Kollegium nahm ihre Klagen an, und ernannte eine Kommission zur Untersuchung derselben. Bei dieser Gelegenheit hielten zwei von den General-Advokaten hart zu verdauende Re-

den gegen die Fünfzehnkammer; der eine bewieß aus vielen Beispielen der Geschichte, und aus der Reichsstädtischen Konstitution Straßburgs, daß diese Kammer immer die Grenzen ihrer Gewalt überschreite, indem sie neue Gesetze und Verordnungen mache, ohne Zuziehung der übrigen Magistrats-Kollegien. Der andere behauptete mit Gründen, daß es jezt gar nicht Zeit seie, um einer so geringen Sache willen, eine ganze Zunft in Gährung zu bringen. Natürlich beschwerte sich die Fünfzehnkammer über die erlittene Kränkung ihrer Ehre, und verlangte sowohl von den General-Advokaten öffentlichen Wiederruf, als von Räth und Einundzwanzig, daß sie sich dieses Geschäfts nicht annehmen, sondern die Metzger an die Fünfzehnkammer, als den natürlichen Richter in Handwerkssachen, verweisen sollten. Da aber keines von beiden geschahe, so entstand zwischen den verschiedenen Kollegien des Magistrats und der Fünfzehnkammer ein heftiger Streit, der über sechs Monat dauerte.

Mittlerweile blieb die Sache der Metzger in der nemlichen Lage. Nachher zog die Kammer der Fünfzehner gelindere Saiten auf; sie erlaubte nemlich den Metzgern, in einem Dekret vom 1 October daß sie ihre eignen Ketten, so viel deren noch brauchbar wären, behalten, und nur die Schaalen anzunehmen gehalten seyn sollten; man er-

nannte Experten, die die Waagschaalen und Ketten, sowohl wegen ihrer Brauchbarkeit, als nach ihrem wahren Werthe abschäzen sollten, und der neue Schätzungspreis fiel von 28 Liv. 10 S. auf 17 Liv. 6 Sols herunter, dabei erbot sich die Kammer, den armen Meistern sie unentgeldlich zu geben, den übrigen aber ein ganzes Jahr Frist zur Zahlung zu lassen. Allein dieser Nachsicht ungeachtet, erklärten die Zunftmeister im Namen der ganzen Zunft, daß weder sie, noch ihre Mitmeister diese Waagen, um keinen Preis, annehmen könnten und wollten. Uiber diese unerwartete Aeusserung, und nach vielen vergeblichen Ermahnungen an die Zunftmeister, daß sie mit ihrem guten Beispiel voran gehen, oder persönlich für ihren Ungehorsam haften sollten, wurde ihnen den 19 Oct. der Arrest angekündigt.

Uiber dieser Arrestation entstanden neue Unruhen. Die Schöffen der Metzgerzunft versammelten sich, um über die Gefangennehmung ihrer Mitschöffen zu berathschlagen, und ihren Schluß alsdann den Schöffen-Kollegien der andern Zünfte zuzuschicken. Dieses machte der königliche Prätor der Fünfzehnkammer bekannt, und rieth ihr an, durch die Befreiung der Zunftmeister dem Vorhaben der Schöffen zuvorzukommen. Da ohnehin zu hoffen sei, daß der achttägige Verhaft ihre und ihrer Mitmeister Gesinnungen

verändert und zum Gehorsam williger gemacht haben werde. Diesem Rath des Prätors wurde sogleich einstimmig gefolgt, das Befreiungs-Dekret, den 27 Oct. ausgefertigt, und den Gefangenen zugeschickt, mit dem Bedeuten, daß sie vor der Kammer der Herren Fünfzehn erscheinen sollten. Allein die beiden Zunftmeister nahmen ihre Befreiung nicht an, und wollten sich auch nicht vor der Kammer stellen.

Um sich dieses Betragen der Zunftmeister erklären zu können, ist zu merken, daß die Metzger während der Gefangenschaft ihrer Zunftmeister den Schluß gefaßt hatten, ihre Sache ganz der Entscheidung der Herren Räth und Einundzwanzig anheimzustellen, denen sie auch zugleich eine Bittschrift um die Befreiung der Gefangenen überreichten. Dem zufolge ergieng von diesem Kollegio unter dem 27 Oct. — also am nemlichen Tage, an dem die Fünfzehnkammer den Gefangenen ihre Freiheit zuvor schon ankündigen ließ — gleichfalls ein Dekret zur Befreiung der eingethürnten Zunftmeister, welches diese auch respektirten.

Gegen dieses Dekret der Herren Räth und Einundzwanzig erhob sich die Fünfzehnkammer mit Unwillen; protestierte dagegen, und beschwerte sich über dieses Betragen, durch welches nothwendig alle gute Ordnung zerstört werden müßte,

wenn ein Theil des Regiments dem andern entgegen arbeiten wollte. Hierauf trat der Prätor ins Mittel, und rieth, beide Kammern sollten ihre Irrungen, ihrer beiderseitigen Rechte unbeschadet, bis zu ihrer Erörterung, beiseite legen, und gemeinschaftlich an Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und der allgemeinen Ordnung arbeiten, damit die übeln Eindrücke, welche diese leidige Trennung unter der Bürgerschaft verursacht habe, wieder ausgelöscht, und Friede und Eintracht zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder hergestellet würden. Es scheint aber, daß dieser gute Rath nicht befolgt worden sei, sondern daß vielmehr der Haß der beiden Kammern bis zu der bald darauf erfolgten gänzlichen Aufhebung unsrer reichsstädtischen Verfassung fortgedauert habe; denn ich finde keine Spur, daß sie sich einander gegenseitig erklärt oder genähert hätten. Auch die Sache der Metzger blieb liegen, wie sie war; sie behielten ihre alten Waagen, und von den Neuen, wie mich viele von diesen Bürgern versichert haben, fahren noch manche, ungebraucht, in den Winkeln der Metzig herum.

Die leidige Folge dieses, aus einer so geringen Ursache, entstandenen grossen Zwists war indessen keine geringere, als Verachtung des obrigkeitlichen Ansehens, wachsendes Misver-

gnügen, und bei dem unruhigern Theil der Einwohner Hang und Begierde zu aufrührischen und empörenden Handlungen, wovon uns die Geschichte des folgenden Jahrs traurige Beweise vor die Augen legt.

Geschichte Straßburgs in dem Revolutions-Jahr 1789.

Wie der erste angenehme Frühlingstag, nach einem rauhen harten Winter, die Hoffnung des Landmanns auf eine gesegnete Erndte belebt, so freuten sich Straßburgs Bürger, als den 24 Jan. 1789 das königliche Reglement, wegen den Wahlen der Deputierten zum Reichstag, bei uns ankam, und den 7 Febr. mit der Verordnung des Magistrats, die Form und Einrichtung dieser Wahlen betreffend, von allen Kanzeln verlesen wurde. Die guten Bürger Straßburgs, welche diese Zusammenberufung der Reichsstände noch nicht in ihrem weiten Umfang einzusehen vermögend waren, glaubten nun, daß allen ihren Handwerks- und Nahrungs-Beschwerden auf einmal abgeholfen werden würde, und daß der Anfang besserer Zeiten wirklich vorhanden sey. Daß aber Straßburg, gemeinschaftlich mit dem ganzen Frankreich, noch einen so schweren und langanhaltenden Freiheitskampf, mit innerlichen und äußerlichen Feinden der Freiheit, würde kämpfen müßen, vermuthete damals kaum der aufgeklär-

teste Denker! Aber ohne diesen Revolutions-Sturm würde Frankreich nie geworden seyn, was es jezt schon ist — und noch weniger das, was es nach einer kleinen Reihe von Jahren in dem politischen System von Europa seyn wird. **Inzwischen erhellet auch hieraus die Weisheit und Güte der Vorsehung, daß sie uns die Zukunft gleichsam hinter einem Schleier verbirgt, und uns selbst so Schritt für Schritt zum Ziele hinleitet.**

Der 18 März war zu dem ersten Wahltag bestimmt. Zu dieser Wahl sollten alle und jede Einwohner, Bürger, Schirmer, Künstler, und alle Fremde, die aus Frankreich gebürtig waren, und sich damals hier aufhielten, mitwürken. Alle waren in Korporationen und Klassen eingetheilt, und jeder Klasse ward ein besonderer Versammlungs-Ort angewiesen. Zuerst mußten **Wahlmänner** ernannt werden, die als die **wahren Repräsentanten** des Volks, (denn die Schöffen erkannte man nicht mehr dafür,) die Deputierten zum Reichstag wählen und allen andern Verhandlungen, die das Wohl des Staats und dieser Gemeine betreffen, beiwohnen sollten. Auf **ein hundert** gegenwärtige Aktif-Bürger wurde **ein Repräsentant** gewählt, und so bekamen wir 126 Wahlmänner. Diese Wahlen giengen schnell und ruhig vorbei; man sahe aber auch gleich beim

Anfang

Anfang derselben, wer von den alten Magistrats-Personen das Zutrauen des Volks besitze oder nicht. Denn jene, die den Bürgern angenehm waren, wurden am ersten erwählt, und ihre Ernennung machte ihnen sichtbare Freude; jeder dankte den anwesenden Bürgern für das ihm erwiesene Zutrauen: da im Gegentheil die Andern vor Schaam und Zorn kaum das Herz hatten, die Augen aufzuheben. Das Blatt hatte sich nun ziemlich gewendet; der Bürger sahe sich zum erstenmal geehrt; fühlte zum erstenmal seine ursprüngliche Würde; und jene stolzen und hochherfahrende Magistratspersonen, welche ihn kurz vorher kaum eines Bliks würdigten, buhlten jezt um seine Stimme.

So belohnt und bestraft die öffentliche Meynung den guten und schlechten Volksbeamten; und Auftritte dieser Art sind für Unterdrücker und Unterdrückte immer wichtig und lehrreich. Zwar ist das Urtheil des Volks über seine Vorsteher auch nicht allezeit richtig: irre geführt oder durch Vorurtheile geblendet, verwirft es oft die verdienstvollsten Männer, und schenket dagegen sein Zutrauen verkappten Böswichtern, die ihm schmeicheln, um es berauben zu können; aber in solchen Fällen ist der aufgeklärtere Theil der Bürger sicher ganz anderer Meinung, als der große Hauffe des Volks.

Die neuere Revolutionsgeschichte der Stadt Straßburg liefert uns häuffige — aber freilich traurige Beweise dieses Satzes.

Den 23 März frühe um 8 Uhr versammelten sich alle 126 Repräsentanten auf der ehemaligen Zunftstube zum **Spiegel**. Nachdem der Magistrat ihnen den Eid abgenommen hatte, schritt man zu einer neuen Wahl; um die Mitglieder zu ernennen, die an dem **Beschwerdenheft** der Stadt Straßburg arbeiten sollten. Man erwählte derselben zwei und dreißig, und zwar gröstentheils Männer, die im Stande waren in diesem Fach zu arbeiten. Jede Zunft und Korporation, ja sogar viele einzelne Bürger, brachten ihre Klagen und Wünsche zu Papier, und gaben sie alsdann der hiezu niedergesezten Kommission ein, die auf alles Rücksicht nehmen, und alle diese Bruchstücke in ein gemeinschaftliches Ganzes zusammen schmelzen mußte.

Mit dieser Arbeit wurden sie bis den 8 April fertig; und nun kamen an dem nemlichen Morgen sämtliche Repräsentanten auf dem Spiegel zusammen, um theils das **gemeinschaftliche Beschwerdenheft** verlesen zu hören, theils unmittelbar darauf zu der **Wahl der Deputierten** zum Reichstag zu schreiten. Was die Wünsche und Klagen der Einwohner Straßburgs betrift, so waren dieselben verschiedener Natur: doch

fand die Kommission, daß sie sich füglich unter folgende Rubricken eintheilen liessen:

1. Klagen und Wünsche welche sich auf das **Wohl des ganzen Reichs** beziehen;

2. Solche, in welchen besonders auf **das Interesse der Provinz** Rücksicht genommen wird.

3. Ferner solche, die **unsere Stadt**, und die obrigkeitliche Verfassung derselben **allein angehen**; und endlich

4. **Zunft- und Handwerks-Beschwerden.**

Da die zwo leztern Gattungen bloße Lokal-Beschwerden sind, die nicht vor die Reichsversammlung gehören, sondern am füglichsten unter uns entschieden werden konnten, so äußerte die Kommission der Repräsentanten den Wunsch, daß von Seiten des Magistrats und der Bürgerschaft eine besondere Kommission niedergesezt werden möchte: welche die Irrungen, die sich zwischen der Obrigkeit und den Bürgern hervorgethan haben, nach Anleitung des Beschwerdenhefts, entscheiden, und die so nöthige Eintracht und gute Harmonie wieder herstellen sollte. Der Magistrat erklärte, daß er zu diesem heilsamen Werk gern die Hände bieten wolle. Er ernannte sogleich sieben Kommissarien aus seinem Mittel, welches auch auf Seiten der Repräsentanten geschahe. Diese Kommission fieng ihre Sitzungen sogleich an: und das Resultat ihrer

Bemühungen werden meine Leser im Verfolg dieser Geschichte erfahren.

Nun schritte man zu der Wahl der Deputierten selbst, und **Johannes Türkheim**, Ammeister, und **Schwendt**, Syndikus der unmittelbaren Reichsritterschaft im untern Elsaß, wurden beide beinahe einstimmig erwählt. Da noch in diesem Monat der Reichstag eröffnet werden sollte, so machten sich beide zur Abreise geschickt. Die Repräsentanten bestimmten vorläufig jedem täglich 30 Liv. und 800 Liv. für die Hin- und Herreise.

Da alle die merkwürdigen Begebenheiten, die sich während der französischen Revolution in Straßburg zugetragen haben, mit der Geschichte der Reichsversammlung in der genauesten Verbindung stehen, ja als natürliche Folgen dessen, was dort geschahe, anzusehen sind: so müßen wir nothwendig den erhabenen Gang der Hauptbegebenheiten kürzlich erzählen, um das, was bei uns geschehen ist, in ein helleres Licht zu setzen.

Geschichte der Reichsversammlung, von ihrer Eröffnung bis zum 4 August.

Die feierliche Eröffnung des Reichstags geschahe den 5 May 1789. Die Deputierten aller drei Stände waren in dem hiezu eingerichteten Staatensaal versammelt. Der König hielt eine

kurze Rede, und der Finanzminister und Groß-siegelbewahrer schilderten den Zustand des Reichs und der Finanzen in weitläufigen Abhandlungen; und legten der Versammlung ein Verzeichnis der Materien vor, worüber dieselbe zu berathschlagen hätte. Nun entstand aber erst ein harter Kampf, der die Versammlung noch zwei volle Monate hinderte, an dem Wohl der Nation arbeiten zu können.

Den folgenden Tag nach der feierlichen Eröffnung des Reichstags wurde in Versailles die Haltung desselben unter Trompeten- und Paukenschall ausgerufen. Die Deputierten des dritten Standes fanden sich auch alle wieder in dem Saal ein, in welchem gestern alle drei Stände versammelt gewesen waren: allein die Deputierten der Geistlichkeit und des Adels erschienen nicht.

Diese beiden Stände hatten sich, jeder besonders, in eine Kammer formiert, und Kommissarien zur Untersuchung der Vollmachten ihrer Deputierten ernannt; schienen auch den Grundsatz angenommen zu haben, sich in keine gemeinschaftliche Berathschlagung aller drei Stände einzulassen, sondern alles in abgesonderten Kammern zu verhandeln. Dadurch hofften sie dem Bürgerstande die Vortheile aus den Händen zu winden, die ihn die größere Anzahl seiner Deputierten hoffen ließ: denn wenn nicht nach den

Köpfen aller drei vereinigten Stände die Schlüsse bestimmt und abgefaßt worden wären; wenn die Mehrheit jedes Standes nur für eine Stimme gegolten hätte, so hätte die Geistlichkeit und der Adel, die immer zusammen hielten, stets die Oberhand behalten.

Aber die Deputierten des Bürgerstandes widersetzten sich diesen Maasregeln mit unbezwingbarem Muthe, und verlangten durchaus eine Vereinigung aller Stände in eine National-Versammlung, und gemeinschaftliche Untersuchung der Vollmachten aller Deputierten. Alle Tage versammelten sie sich in dem Staatensaale, und berathschlagten über mancherlei Gegenstände. Insonderheit arbeiteten sie an einem Reglement in Betreff der Ordnung und innern Einrichtung der Reichsversammlung. Zum öftern schickten sie auch eine Deputation an die beiden andern Stände; schilderten ihnen die traurigen Folgen dieser Spaltung; machten sie verantwortlich für alles, was aus ihrer fernern Widersetzlichkeit entstehen würde, und luden sie ein, zu ihnen in den Staatensaal zu kommen: aber alle Gründe und Vorstellungen halfen nichts.

Die Geistlichkeit that zwar den Vorschlag, man sollte Kommissarien aus allen drei Kammern ernennen, die an einer Vereinigung, die sie an ihrem Theil auch sehnlich wünsche, arbei-

ten sollten; dieser Vorschlag wurde auch sogleich angenommen und ausgeführt; allein mit eben so schlechtem Erfolg, als alle vorigen Bemühungen. Denn die Kammer der Edelleute beharrete steif und vest auf ihrem angenommenen System; die hohe Geistlichkeit, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten hegten die nemlichen Gesinnungen. Ganz anders war es im Gegentheil mit den Deputierten der niedern Geistlichkeit, den Pfarrern, beschaffen: von diesen hielten manche sehr nachdrückliche Reden, und da sie bei ihrem Stande nichts auszurichten vermochten, und die Bischöfe und Domherren nicht leiden wollten, daß gemeine Pfarrer ihnen, ja selbst den Erzbischöfen, widersprächen, vor deren hohen Einsichten und Würden sie, die Pfarrer, vielmehr tiefe Hochachtung beweisen sollten: so kamen den 13 und 14 Junius 18 Pfarrer in den Staatensaal, und vereinigten sich mit den Deputierten des dritten Standes.

So standen die Sachen, als die Deputierten des Bürgerstandes, den 17ten Juni, sich unter dem Namen einer **National-Versammlung** konstituirten, und sich dadurch als die wahren Repräsentanten der fränkischen Nation erklärten; ein Schritt, der das Volk beruhigte, und ihnen von dieser Seite Liebe und Zutrauen erwarb: den aber der Hof sehr misbilligte, und gegen den

der Adel bittere Klagen führte; die Geistlichkeit aber, die es mit dem Volk nicht ganz verderben wollte, schikte sich, wie wir bald hören werden, gröstentheils in die Umstände der Zeit, und gab der Nothwendigkeit nach.

Als die Deputierten der National-Versammlung den 20 Juni früh um 9 Uhr sich wieder versammeln wollten, fanden sie die Thüren des Saals verschlossen, und die Höfe und Zugänge mit Soldaten besezt, die ihnen den Eintritt verweigerten. Der Präsident besprach sich dieserwegen mit dem Kommandanten der Truppen, der ihm sagte: „daß er Befehl habe niemand in „den Saal zu lassen, weil der König gesonnen „sey, auf den 22 dieses der Sitzung der Reichs„stände beizuwohnen, und daß dieser Ursache „wegen einige Veränderungen gemacht werden „müßten.„ Zugleich erhielt der Präsident einen Brief von dem Ceremonienmeister, Marquis von **Breze**, der der Versammlung das nemliche bekannt machen sollte. So niederträchtig behandelte der König die Repräsentanten der Nation, daß er ihnen sein Vorhaben nicht einmal officiel und zu rechter Zeit ankündigen ließ; aber eben dieses Betragen machte ihn dem Volk verdächtig, und erhizte die Gemüther der Deputierten des Bürgerstandes, die er bei allen Gelegenheiten mit Verachtung behandelte.

Die zurükgestoßenen Deputierten versammelten sich nun im Ballhause, und eine große Menge Volks begleitete sie dahin. Hier schwuren sie alle den merkwürdigen Eid, sich nie zu trennen, bis die Konstitution des Reichs vollendet, und die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung bewirkt worden seye; daß nichts sie verhindern könne, ihre Berathschlagungen fortzusetzen, wenn sie auch gleich genöthiget würden, den Ort ihrer Versammlung da oder dort hin zu verlegen; und daß folglich überall, wo sich die Repräsentanten der Nation versammelten, die National-Versammlung seye. Unbeschreiblich war die Rührung und die Freude des Volks in Versailles über diesen festen und männlichen Entschluß der Reichs-Versammlung; aber der Hof fieng nun auch an, den kühnen Schritten der National-Versammlung öffentlich entgegen zu arbeiten.

Den 22 Juni wurde die königliche Sitzung mit außerordentlichem Pomp auf den folgenden Tag angekündigt. Die National-Versammlung hatte sich an diesem Tage wieder im Ballhause versammelt, wo sie in Erfahrung brachte, daß sich heute der weit größere Theil der Geistlichkeit mit ihr vereinigen würde. Die Freude über diese Nachricht war groß und allgemein; aber der Platz im Ballhause zu enge, eine solche Menge zu fassen. Sie beschloß also ihre heutige Sitzung

in einer Kirche zu halten. Die Kirche der Barfüßer-Mönche war die nächste; sie giengen dahin; die Mönche schienen sich dieser Ehre zu freuen, erklärten aber zugleich, daß, da ihr Kloster nicht ihrem Orden, sondern dem König gehöre, sie auch die königliche Einwilligung vorher suchen müßten. Dieß war aber in einer so kurzen Zeitfrist nicht möglich. Sie versuchten also noch einmal in den ordentlichen Saal ihrer gewöhnlichen Sitzungen zu kommen, wurden aber, wie sie ankamen, von der Wache zurücke gewiesen. Diesen ganzen Morgen regnete es heftig, und die armen, von Nässe und Müdigkeit ganz abgematteten Deputierten hatten noch keinen Versammlungsort! O wie spottete da der Hof und seine Anhänger dieser würdigen Männer, und belegte sie spottweise mit dem Namen Sanskulottes.

Diese Benennung, welche auf gut teutsch einen Mann bezeichnet, der aus Armuth **ohne Hosen** einher gehet, wurde von dem verschwenderischen und stolzen Hof, sehr unschiklich, Männern beigelegt, von denen manche mehrere Tonnen Goldes jährlicher Renten, alle aber in ihrer Maaße ansehnliche Reichthümer besaßen. Die Deputierten des Bürgerstandes bestraften den sinnlosen, elenden Stolz der Höflinge damit, daß sie diese Benennung, ob sie gleich et-

was Anstößiges und Eckelhaftes an sich hat, als einen Ehrennamen beibehielten; wie wohl sie sich desselben nur alsdann, spottweise, bedienten, wenn sie die grenzenlose Verschwendung des Hofs, der mit Millionen wie mit Rechenpfenningen spielte, und ihre mäsige Lebensart und rastlosen Arbeiten zum allgemeinen Wohl, gegeneinander in ein helles Licht setzen wollten. Auf diese Art wurde die schmähliche Benennung der **Sanskulottes** eine beschämende Satyre für den schwelgerischen Hof.

Wie schurkisch blutdürstige Räuber in der folgenden Zeit diese Benennung zum Dekmantel ihrer höllischen Plane misbrauchten, um das gutmüthige Volk zu blenden und hernach seinen Hals unter ihr tyrannisches Joch zu zwingen, wird die Geschichte der leztern Jahre unserer Revolution, bis zum Entsetzen beweisen.

Aber wieder auf die Geschichte zu kommen; so waren die Deputierten der Nationalversammlung endlich glüklich genug, in der St. **Ludwigs-Kirche** einen geräumigen Versammlungsort zu finden. Dieses große Gebäude war in wenig Minuten mit 5000 Zuschauern angefüllt. Hier erwartete man die Vereinigung des größern Theils der Geistlichkeit, der auch zur grösten Freude der Repräsentanten und des Volks sich wirklich einfand. Es waren 8 Bischöfe, 11 Dom-

herren, und sehr viele Pfarrer; so, daß die Liste der angekommenen Geistlichkeit 186 Glieder, folglich mehr als zwei drittheile des ganzen Standes enthielt.

Heiterkeit schimmerte während dieser Sitzung auf allen Gesichtern. Als darauf die Deputierten des Adels vom Delphinat auch noch hereintraten, und ihre Vollmachten zur Untersuchung überreichten, wurden die reinen Bewegungen dieser Freude, die man besser empfinden als beschreiben kann, noch lebhafter, ohne jedoch die Majestät der Versammlung, durch ein unanständiges Geräusche zu verletzen. Um halb vier Uhr gieng die Versammlung auseinander, und beruhigte dadurch die ängstlich harrende Stadt.

Königliche Sitzung, Dienstags d. 23 Juni.

Bei dieser zeigte sich **Ludwig der Lezte** ganz wie er war — ganz als Alleinherrscher! die pompösen Vorkehrungen, sein Betragen gegen die Reichsstände, und der hochherfahrende Ton, in welchem er mit ihnen redete, bezeichneten mehr einen asiatischen Despoten, als einen so guten König von Frankreich, der Ludwig zu seyn vorgab, und für den ihn das gutmüthige Volk bisher auch gehalten hatte.

Schon sehr frühe brachen die französischen Leibgarden und Schweizer-Garden auf, und

besetzten alle Gassen und Zugänge zu dem Versammlungs-Saale. Es wurden Pikete ausgestellt, und häufige Patrouillen durchstreiften die Straßen, nicht anders, als ob ein schröklicher Aufruhr in vollem Ausbruch wäre. Gegen acht Uhr kamen auch die hundert Schweizer in ihren Staats-Uniformen. Die Bürger standen und betrachteten alle diese Vorkehrungen mit unruhigen Augen. Einige versuchten in den Saal zu kommen, allein es wurde niemand eingelassen, als die Deputierten der drei Stände. Den Deputierten der Geistlichkeit und des Adels hatte man das große Thor geöffnet; dahingegen die Repräsentanten des Bürgerstandes nur in einen mit Brettern verschlagenen engen Vorhof gelassen wurden, wo sie, von Regen durchnäßt, warten mußten, bis jene ihre Ehrenplätze eingenommen hatten. Welch ein Stolz des Hofs und der höhern Stände! und welche Kränkung für die Repräsentanten des grösten und würdigsten Theils der fränkischen Nation!

Um halb eilf Uhr kam seine königliche Majestät mit alle dem Pracht umringt, den ein König von Frankreich aufzubringen vermochte. Vor ihm her gieng die Falkenjagd; er selbst saß im Krönungswagen, und seine beiden Brüder neben ihm. Unter dem Schall der Trompeten und Pauken trat er in den Saal, wo die Deputierten der drei Stände seit 9 Uhr seiner warteten.

Nun bestieg der König den glänzenden Thron, und hielt eine gedrängte sehr ernste Rede, in welcher er zuerst alle das Gute rühmte, das er für sein Volk gethan habe, nnd noch zu thun Willens seie: daß ihn aber die Uneinigkeit der drei Stände daran hinderte; **Er mißbilligte alles, was die Deputierten des Bürgerstandes seit dem 17 dieses unternommen hätten, und erklärte alle ihre Schlüsse** für **null** und **nichtig.** Zulezt drohete er, daß, wenn sie seinen guten Absichten ferner im Wege stünden, er die Reichsversammlung aufheben, und ohne sie, allein die Wünsche **seiner** Völker erfüllen, und ihr Glük durch sichere Mittel gründen wolle.

Darauf empfieng der Großsiegelbewahrer **kniend** die **Befehle** des Königs, die gegenwärtige Reichsversammlung betreffend; und die **Deklaration der Absichten** desselben, in Rüksicht des Guten das er **seinem** Volk **bewilligen wollte.** Beide Schriften wurden abgelesen. Sie waren ganz in dem gebieterischen Ton eines despotischen Alleinherrschers abgefaßt. Jeder Artickel fieng mit den Worten an: „der König **will,** der König **befiehlt,** der **König wird nicht leiden.**" Uiberhaupt bediente man sich bei dieser ganzen Verhandlung aller der gebieterischen Förmlichkeiten, welche vormals in den Machtgerichten (lits de justice) statt fanden, wenn die Könige dem

Parlament eine Strafpredigt halten wollten. Und unter den, vom Könige der Nation versprochenen Wohlthaten, war weder von der so lange begehrten Reichskonstitution — noch von der Theilnahme der Reichsstände an der Gesetzgebung, noch von der Verantwortlichkeit der Minister — noch von der Freiheit der Presse — ein Wort zu hören: Aber desto angelegentlicher waren die Vorzüge der privilegierten Stände beibehalten — der Despotismus des Monarchen bestätiget, und die Reichsstände seiner Macht unterwürfig erklärt.

Endlich, und dieses war die Hauptabsicht dieser königlichen Sitzung, befahl der König: **daß die Deputierten, ohne noch weiter zu berathschlagen, sogleich auseinander gehen, und den folgenden Tag — jeder Stand, in der ihm angewiesenen Kammer, seine Sitzungen wieder anfangen sollte.**

Hierauf entfernte sich der Monarch. Alle Glieder des Adels und ein Theil der Geistlichkeit befolgten mit Vergnügen desselben Befehle, und verließen ihre Bänke. Nur die Deputierten des Bürgerstandes und mehrere Pfarrer blieben stillschweigend sitzen, und hatten Mühe, den Ausbruch ihres Unwillens, über die schändliche Verletzung der Majestät der Nation, zurücke zu halten.

Indessen wußte das ängstlich harrende Volk auf den Straßen, unter dem militärischen Geklirre der blinkenden Waffen, gar nicht mehr, was es von der ganzen Sache denken sollte. Keine Nachricht, von dem was vorgegangen war, konnte man erfahren; aber an der höhnisch-heitern Mine einiger bekannten Aristokraten, die bald nach dem Könige aus dem Saal kamen, schöpfte das Volk Verdacht, und war für seine Freiheit, wie für das Leben seiner Repräsentanten, besorgt.

Der König war schon zwo Stunden zurücke gekehrt, und doch zog das Militär nicht ab; vielmehr sahe man, gegen zwei Uhr, daß die Garden das Bajonet aufpflanzten, neue Bewegungen machten, und sich dergestalt an die Eingänge anschlossen, daß gewissermaßen die Aussicht dahin verspekret ward; ja man sahe noch mehrere Patrouillen von der französischen Garde herbei eilen, die einige Hauffen ehrbarer Leute auseinander trieben. Ach! sagte ein Bürger zu dem andern, keiner von den Tausenden der Zuschauer denkt daran, die mindeste Unruhe verursachen zu wollen, und doch behandelt man uns wie Aufruhr erregende Bürger! Was für geheime Ursachen mögen es wohl seyn, die den König bewegen, in einer ruhigen Stadt solche Unruh erregende Maasregeln zu ergreiffen?

So dachte das, mit Furcht und Hoffnung ringende Volk; und es dachte vollkommen richtig: aber es kannte die Absichten des Hofs noch nicht, und hatte noch allzu viel Zutrauen in die vermeinte Güte und Redlichkeit seines Königs.

Die Ursache, warum der Hof die militärische Macht noch mehr verstärkte, war indessen keine andere, als daß einige niederträchtige Diener des Despotismus den sogenannten Ungehorsam der Deputierten des dritten Standes, die den Versammlungssaal nicht verlassen wollten, dem Könige angezeigt hatten. Nun kamen die bestellten Arbeitsleute, und fiengen mit großem Geräusche an, den Thron, die Bänke, die Polstersitze, und die ganze prächtige Zurüstung der königlichen Sitzung fortzuschaffen. Da sie aber die Unerschütterlichkeit der Repräsentanten des Volks, die in ihren Berathschlagungen immer fortfuhren, sahen, hielten sie ehrerbietig mit der Arbeit inne. Nun schickte der König den Großceremonien-Meister; dieser wandte sich an den Präsidenten und sagte: „Mein Herr, sie wissen doch die Wil„lensmeinung des Königes? Der Präsident antwortete: „**Die Repräsentanten des Volks „nehmen von niemand Befehle an; ich will „aber die Versammlung um die ihrigen „befragen.**" Allein der brausende **Mirabeau** kam der Berathschlagung zuvor und sagte die ewig

merkwürdigen Worte: „Gehen sie, sagen sie „denen die sie hergesandt haben, daß wir „dem Willen des Volks gemäß hier sind, „und unsere Plätze nicht verlassen werden, „bis die Gewalt der Bajonete uns weg„treibt. (*)

Nachdeme der Großceremonien-Meister hinweg gegangen war, fieng die Berathschlagung aufs neue an, und die Versammlung faßte noch folgende zwei Schlüsse: 1) Da der Despotismus dieser sogenannten königl. Sitzung nichts anders als ein Eingriff in die Freiheit der Reichsstände wäre, so dekretiert sie: **daß die Versammlung auf ihren, durch keine Macht zu vernichtenden Schlüssen beharre.** 2) Da das Betragen des Hofs genugsam anzeige, daß er es bei diesem ersten despotischen Versuch gegen die Reichsversammlung nicht würde bewenden lassen; und

---

(*) Und dieser nemliche **Mirabeau** wurde doch hernach ein Verräther am Volk; er wußte aber seine Rolle so listig zu spielen, daß sein Einverständnis mit dem Hofe erst nach seinem Tode offenbar wurde. Dergleichen Beispiele von solchen Männern, die das große Zutrauen des Volks zu seinem Untergang misbrauchten, haben wir, leider, sehr viele in der neuern Geschichte: Es ist daher die Pflicht aller guten Bürger, die gute Sache mit Blut und Leben zu vertheidigen; aber nie an Personen zu hangen; keinem Menschen blindlings zu trauen.

daß die persönliche Freiheit der Deputierten leicht in Gefahr kommen könnte, so **erklärt die National-Versammlung die Person eines jeden Deputierten für unverlezbar**, und jeden der sich unterstehen würde sie anzutasten, für ehrlos, für einen Verräther des Vaterlands, den sie gerichtlich zu belangen, sich vorbehält. Gegen drei Uhr gieng die Versammlung auseinander, und nun erst erfuhren die mit Ungeduld harrenden Bürger von Versailles die wahre Geschichte des heutigen Tages.

Necker war damals der Liebling des Volks; man hielt diesen Mann für das Wohl Frankreichs für ganz unentbehrlich. Nun aber hatte er allein der königlichen Sitzung nicht beigewohnt, und weil man wußte, daß er den Tag zuvor seine Entlassung begehrt hatte, so war jedermann besorgt, er möchte das Ministerium verlassen. Viele Deputierte giengen daher zu ihm, und baten ihn zu bleiben. Auch die Königin ließ ihn in der Angst ihres Herzens rufen; denn sie hörte das laute Murren des Volks, und sahe überhaupt, daß die prachtvolle Sitzung des Königs und die dabei gebrauchte Autorität ganz unerwartete Wirkungen hervor gebracht habe. Auch sie bat jezt **Neckern**, wider ihres Herzens Neigung, daß er doch im Ministerium bleiben möchte, und er willigte ein.

Eine große Menge Volks, welche in den Höfen des Schlosses auf die Rükkunft des Ministers gewartet hatte, war nun Freude-trunken, als es aus seinem Munde selbst die angenehme Versicherung erhielt, daß er an seiner Stelle bleiben werde. Diese frohe Bottschaft verbreitete sich in wenig Minuten durch ganz Versailles, und am Abend war die Stadt dieserwegen erleuchtet.

Ohngeachtet der königlichen Erklärung, daß die Stände in abgesonderten Kammern berathschlagen sollten, kamen am nemlichen Tage **sieben und vierzig Deputierte vom Adel in den allgemeinen Versammlungs-Saal.** Die Mehrheit des Adels und der kleine Rest der Geistlichkeit wollte sich nichts desto weniger in zwo besondere Kammern konstituiren. Allein diese Bruchstücke von Gewalten verschwanden vor der Majestät der National-Versammlung; denn hier war der Vereinigungs-Punkt der Nation; hier war Energie, Kraft und Nachdruk. Die **Nothwendigkeit** der Vereinigung Aller leuchtete selbst dem boshaften Hof in die Augen. Die Macht des Despotismus mußte also der Vestigkeit einer Handvoll freier Männer, denen doch keine Armee zu Gebote stund, weichen.

Der König schrieb nun selbst an die Präsidenten der Geistlichkeit und des Adels, und lud sie

zu der Vereinigung der Reichs-Stände ein. Die Geistlichkeit nahm diese Einladung an, aber der Adel wollte nicht gern alle Früchte seines Widerstrebens auf einmal verlieren; er sträubte sich also dagegen, wenigstens stellte er sich so: dem Hof war aber jezt so viel an dieser Vereinigung gelegen, die er doch vor drei Tagen noch mit aller Macht zu hindern suchte, daß der Graf von Artois noch einen Brief an den Präsidenten des Adels schrieb, in welchem er vorgab, des Königs Leben stünde in Gefahr, wenn diese Vereinigung nicht bald geschähe. Der Adel stellte sich als glaubte er diese Lüge, und den 27 Juni genoßen die Deputierten des Bürgerstandes die ersten Früchte ihrer Standhaftigkeit: **Beide Kammern kamen in den Saal der vereinigten Reichsstände.** Gewiß empfinden und bewundern meine Leser mit mir, in diesem wunderbaren Gang und Wechsel der Dinge, die unsichtbar wirkende Hand des Welten-Herrschers; der mit einer, das Ganze überschauenden Weisheit die Bosheiten, Fehler und Schwachheiten der Menschen eben zur Beförderung seiner Heilbringenden Plane anzuwenden, und die kleinsten Umstände so zu leiten weiß, daß das, was zum Wohl der Völker geschehen soll, gegen aller Menschen Vermuthen, geschehen muß. Wie lehrreich ist es in solchen Zeiten zu leben, wenn man diesen Gesichtspunkt im Auge behält!

Die Erzählung dessen, was gleich in den ersten Tagen nach der Vereinigung aller drei Stände geschahe, wird diese Wahrheit noch mehr anschaulich machen.

So groß und gegründet die Freude des Volks über diesen Vorgang war; je höher der Muth und das Ansehen der Deputierten des Bürgerstandes wuchs, je fürchterlicher entbrannte auch die Wuth des Hofs und seines mächtigen und zahlreichen Anhangs. Diese Diener des Despotismus sahen, daß ihr Reich sich zum Ende neigte; sie sahen daß jezt die Quelle der Misbräuche und der willkührlichen Plünderungen des Volks verstopft werden würde; derowegen faßten sie den unmenschlichen Entschluß, **die Nationalversammlung auseinander zu treiben, es koste was es wolle.**

Aber Paris, diese unermeßliche Stadt, die in kurzer Zeit zweimal hundert tausend bewaffnete Männer aufstellen kann, diese stand ihrem Vorhaben gewaltig im Wege. Der Hof wußte, es sehr wohl, daß sich in dem, ehemals sogenannten, **Palais-Royal** diejenigen Bürger, die sich der gemeinen Sache gern annähmen, in großer Anzahl versammelten; daß Tag und Nacht in jeder Stunde aus Versailles Berichte einliefen von dem Glük oder von den Gefahren der Nationalversammlung; von ihren Verrichtungen

oder den Hindernissen derselben; und er kannte auch den Löwenmuth der Pariser, wenn eine heftige Gährung bei ihnen zum Ausbruch kommt.

Um also diese mächtige Stadt im Zaum zu halten, ließ der Hof in gröster Eile Truppen anmarschieren, welche Paris und Versailles ganz umzingelten. Mit großen Kosten ließ man eine Menge schweres Geschütz von den Grenzen herbeiführen, und ehe man sichs versah, waren beide Städte mit einer fünfzig tausend Mann starken Armee, eingeschlossen. Dieser Truppenmarsch beunruhigte die Nationalversammlung und die Bürger Tag und Nacht. Erstere beschwerte sich bei dem König, und hielt um die Entfernung dieser Truppen an. Allein sie bekam zur Antwort: diese militärische Macht seie bloß zur Sicherheit des Reichstags und der Bürger da; übrigens fuhr man fort die Zerstörungsanstalten, durch welche die Hauptstadt und das ganze Reich aufs neue unterjocht werden sollte, täglich zu vermehren. In Paris wurde die Gährung immer brausender, und es gab mehrmalen tumultuarische Auftritte. Noch einigemal machte die Versammlung dem Könige Vorstellungen, wegen der großen Gefahr, die, wenn die Truppen nicht entfernt würden, in der Hauptstadt zu befürchten stünde: allein sie bekam immer abschlägige und zulezt bittere Antworten.

Endlich enthüllte der Hof selbst das Geheimnis der Bosheit. Den 12 Juli wurde **Necker**, der Liebling des Volks, plözlich verabschiedet, mit dem Befehl, die strengste Verschwiegenheit zu beobachten, und in 24 Stunden das Königreich zu räumen. Zu gleicher Zeit wurde das ganze Ministerium mit lauter Männern besezt, die man als offenbare Volksfeinde kannte. Necker verreißte noch selbigen Abend. In der darauf folgenden Nacht ward von den Verschworenen zu Versailles eine Lustbarkeit angestellt, wobei man die Soldaten mit Liebkosungen und Geschenken überhäufte, um sie an sich zu ziehen. Bey diesen zügellosen Schmausereien redete man ganz zuversichtlich von der Zerstreuung der Nationalversammlung und Unterjochung des Königreichs. Hier war es auch, wo die National-Kokarde mit Füßen getreten, und die Weisse, das Zeichen der Verschwörung gegen das Volk aufgesteckt wurde.

Als den 13 dieses die Verweisung Neckers bekannt wurde, entstand in Paris eine unbeschreibliche Gährung. Die Bürger eilten in ihren gewöhnlichen Versammlungsort, im Palais Royal. Hier entflammte sich der allgemeine brausende Unwille. Die Sturmglocke tönte, und in allen Gassen hörte man das Geschrei: Auf, Bürger, greiffet zu den Waffen! Man nahm Neckers

Brustbild und das, des Herzogs von Orleans, und trug sie durch die Straßen der Stadt und eine unzählbare Menge Volks folgte nach. Als aber der Prinz von Lambesk seinen Dragonern Befehl gab, einzuhauen, und einige Bürger verwundet wurden, brummte die Sturmglocke. Mit den Bürgern vereinigte sich die französische Leibgarde, die hernach bei allen Angriffen an der Spitze war. Zuförderst war man nun für Waffen und Munition besorgt. Das Volk brach in dieser Absicht in die Werkstätten der Waffenschmidte, und bemächtigte sich aller Gewehre, Säbel und Spieße. In dem Invalitenhauße fand man bei 30,000 Gewehre und sechs Kanonen verstekt; auch eroberte man ein Schiff auf der Seine, das mit Pulver und Blei beladen war. So, daß nun in einem Tag eine Armee von 60,000 Mann, bewaffnet, eingeschrieben und in Kompagnien abgetheilt auf den Beinen war.

Nun wurde der Stadtrath, dem man auch nichts Gutes zutraute, abgesezt, und ein neuer erwählt. Die Wahlmänner in den Sektionen arbeiteten mit rastloser Thätigkeit an Herbeischaffung der Lebensmittel; denn auch dieses gehörte mit zu dem verruchten Plan der Feinde, diese unermeßliche Stadt auszuhungern. Jezt fehlte es noch an klugen und tapfern Anführern der

neu errichteten Nationalgarde: allein da war bald geholfen; aus dem mit Muth entflammten Haufen traten einige tapfere Männer hervor, wie es bei dergleichen wichtigen Vorfällen fast immer zu geschehen pflegt, die wie von selbst, die ihnen gebührende Plätze einnahmen.

Unterdessen gab es diesen Tag wieder manche blutige Auftritte. Eine Kompagnie von Royal-Allmand wurde geschlagen; das Volk erbrach mit Gewalt das Gefängnis, in welchem einige Soldaten gefangen lagen, die sich geweigert hatten, auf die Bürger zu feuern. Die Nationalversammlung gab dem König Nachricht von der Gefahr, in welcher das gemeine Wesen schwebte, so lange die Truppen nicht von der Haupstadt entfernt würden. Allein der König gab trozig zur Antwort: „Er allein wäre im Stande, von „der Nothwendigkeit dieser Truppen zn urtheilen; „er werde an seinen Einrichtungen nichts ändern.„

Den 14ten Julius.

Die lezte Weigerung des Königs hatte die Deputierten mit Betrübnis, und ganz Paris mit Verzweiflung erfüllt. In der gewissen Uiberzeugung, daß die Feinde ihren Untergang suchten, beschloßen die Pariser, zu siegen oder zu sterben. Während man hierüber berathschlagte, riefen einige Stimmen: „**so lange die Bastille „stehe, sei weder Friede noch Freiheit zu**

„hoffen!“ Augenbliklich riefen tausend Stimmen es nach: **man müsse sich vor allen Dingen der Bastille versichern!** diese war aber schon in dem besten Vertheidigungsstand, und Lannay, der Kommandant dieser Schreckensburg, hatte Befehl, sich tapfer zu vertheidigen bis man ihm Hülfe zusenden würde. Aber dem Löwen-Grimm der herbeigeeilten Hälfte von Paris konnte er nicht widerstehen. Man forderte ihn zur Uibergabe auf, er stellte sich willig. Es wurden bei zweihundert Bürger in den Hof gelassen, um mit dem Kommandanten in Unterhandlung zu tretten, aber sobald sie darinnen waren, wurde auf sie gefeuert, und 40 fielen, als ein Opfer der Verrätherei des Kommandanten, und noch mehrere wurden verwundet. Die Wuth des Volks stieg nun aufs höchste. Man fieng an mit Kanonen und kleinem Gewehr auf die Zugbrücke und auf das Thor zu schiessen, und in fünf Stunden war diese, für unüberwindlich gehaltene Vestung wirklich erobert. (*)

(*) Den andern Morgen fiengen 500 Arbeiter an, dieses greuelvolle Gebäude niederzureissen, nachdem man vorher die Gefangenen verhört und in Freiheit gesezt hatte. Aus den grösten Steinen verfertigten hernach die Künstler zierliche Modelle von der nun zerstörten Veste, und diese wurden auf Befehl der Nat. Versamml. in alle Departe-

Das Volk, Freudetrunken über das Glück seiner Waffen, suchte nun seine Verräther auf, um ihnen ihren Lohn zu geben. **Launay** wurde noch auf der Treppe des Gemeinhauses der Wache aus den Händen gerissen, und niedergemetzelt. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der Schultheiß von Paris (Prévost des Marchands) mit Launay einverstanden gewesen sey. Man hielt es ihm auf dem Rathauße vor, er wollte entfliehen, allein ein Pistolenschuß tödtete ihn, und sein abgehauener Kopf, nebst dem blutigen Haupt des Launay wurden auf Spieße gestekt, und in Paris zur Schau herum getragen.

Inzwischen brach die Nacht ein. Es kam ein Gerücht, die Truppen machten Bewegungen, und würden bei dem Barriere der Straße **l'Enfer** in die Stadt brechen. Die Sturmglocke tönte abermals, alles grief zu den Waffen; die Straßen waren erleuchtet; das Pflaster aufgehoben; die Steine in die Häuser getragen und die Weiber machten sich gefaßt, die Soldaten damit niederzustürzen. Allein bei solchen muthvollen Vertheidigungs-Anstalten wollte der Feind keine so gefährliche Unternehmung wagen, und die Stadt wurde gerettet.

---

mente verschikt, wo sie bei Feierlichkeiten dem Volk gezeigt werden, wodurch das Andenken dieser Begebenheit auf die späteste Nachwelt erhalten wird.

Während als die Pariser mit solchem Muth kämpften, blieb die National-Versammlung Tag und Nacht auf ihrem gefahrvollen Posten. Sie sandte noch zwei Deputationen an den König; meldete ihm die Eroberung der Bastille, die schröckliche Lage der Hauptstadt und die Gefahr des ganzen Reichs; sie verlangte mit Nachdruck die Entfernung der Truppen, erhielt aber immer abschlägige Antworten. Endlich gelang es einem Deputierten vom Adel, der bei dem König in großem Ansehen stand, denselben auf beßre Gedanken zu bringen. Während andere Deputierte auf Stühlen und Bänken den Schlaf suchten, der ihren Augen entfloh, gieng dieser mitten in der Nacht zum Könige, und unterrichtete ihn von Frankreichs Lage, und von der Gefahr die dem König selbst; und seiner ganzen Familie bevorstünde, wenn er die ihm angegebenen verderblichen Maaßregeln nicht auf der Stelle abändern würde.

Diese Vorstellungen würkten soviel, daß der König gleich den andern Morgen, ohne alle Begleitung in den National-Saal kam, als man eben eine neue Deputation an ihn absenden wollte. Er traf die Versammlung, so wie das Volk, das ihm auf dem Wege begegnete, in einer von Mistrauen und Betrübnis erzeugten Stille an, die ihn sehr erschüttert. Nicht Liebe oder

aufrichtige Reue, sondern Furcht vor eigner Gefahr nöthigten ihm nun eine Erklärung ab, die, wie die Erfahrung bewieß, nichts weniger als sein Ernst war. Er erklärte nemlich: „er wolle „künftig mit der Nation und ihren Stellvertre„tern nur eines ausmachen — er seze in die Na„tionalversammlung sein volles Zutrauen — er „habe den Truppen befohlen, sich von Paris und „Versailles zu entfernen — und werde von nun „an eine freie offene Mittheilung zwischen ihm „und der Versammlung eröffnen.“ — Diese heuchlerische Nothbuße, von der man sich nicht vorstellen kann, wie ein Mensch, der ein wenig Menschenkenntnis besitzt, nur ein Wort davon glauben konnte, versezte die Reichsversammlung in eine ausschweifende Freude. Bei dem Weggehen begleiteten ihn alle Deputierten, unter lautem Zujauchzen, bis an das Schloß. — O der Schwachheit! Hier sank die National-Versammlung das erstemal tief unter ihre Würde, und verdarb vielleicht vieles für die Zukunft.

Nach dieser, wenigstens einigermaßen beruhigenden Ereignis ließ der König der Versammlung ankündigen, daß er den folgenden Tag selbst nach Paris kommen werde. Diese Nachricht kam Morgens um zwei Uhr in der Hauptstadt an, und um sieben Uhr standen schon 150 tausend Mann unter den Waffen, den König zu

empfangen. Er kam auch wirklich in einem Prunklosen Wagen und einfach gekleidet: aber auf dem ganzen Wege, bis zu dem Gemeinhauße, hörte er kein: **Es lebe der König!** Schwermuth, Mistrauen, eine vielbedeutende Stille, und zuweilen der Ausruf: **Es lebe die Nation!** liessen ihn die Stimmung der Gemüther des Pariser-Volks genugsam verspüren, und waren für ihn lehrreiche Winke. Man sahe aber auch bei diesem Vorgang, wie wenig es Könige und Fürsten kostet, die Liebe eines gutmüthigen Volks zu gewinnen — selbst alsdann noch, wenn es sich in der grösten Gährung befindet: der Maire von Paris überreichte nemlich dem König auf dem Gemeinhauße eine National-Kokarde, welche dieser sogleich auf den Hut stekte, an das Fenster trat und sie dem Volk zeigte: augenbliklich riefen tausend Stimmen, was tausend andere wiederholten: Es lebe der König! und als er darauf wieder nach Versailles zurükkehrte, sahe er nichts, als Ausdrücke einer taumelnden Freude!

Man glaubte nun gewiß, das Herz des Königs wäre gut und redlich; was geschehen sey, komme bloß von bösen Rathgebern her. Der ganze Haß des Volks fiel jezt auf die, welche den König zunächst umgaben, auf die Hofleute, und auf alle, die mit dem Hof in einiger Verbindung standen, oder mit ihm harmonierten.

Der ganze Adel, so wohl am Hof als in den Provinzen, kam in den Verdacht der Verschwörung, und die hohe Geistlichkeit sezte man gleichfals in diese Klasse.

Dieser Verdacht des Volks war nicht ohne Grund; denn alle diese Menschen trachteten wirklich Tag und Nacht wie sie mit List und mit Gewalt, auch durch die verworffensten Mittel, die eben errungene Freiheit des Volks vernichten und das Reich der Misbräuche wieder empor bringen möchten. Solchergestalt sahe sich das Volk allenthalben mit Feinden umgeben: wollte es seine Freiheit behaupten, so mußte es seine Unterdrücker niederdrücken, um nicht aufs neue unterjocht zu werden.

Die Gerechtigkeit seiner Sache, das Gefühl seiner Kraft, und die bisher errungenen Siege hoben seinen Muth, und belebten die Hoffnung eines guten Erfolgs. Mit Ungestümm fiel es nun über alle diejenigen her, die es als Feinde der Freiheit kannte oder die ihm als solche angegeben wurden. Es stürzte in die Häuser derer die ihm verdächtig waren; bemächtigte sich der Adelichen Schlösser und durchsuchte die geheimsten Winkel, um die Plane der Verrätherei oder verborgene Waffen zu entdecken. Nun flohen die Verräther am Hof unter mancherlei Vorwand, und giengen mit ihrem Haß gegen Frank-

reich,

reich, der immer heftiger wurde, zu den Ausländern über. Ihnen folgten aus dem ganzen Reich mehr als achtzig tausend Edelleute, Geistliche, Mönche und solche Personen, die von der Volksrache etwas zu fürchten hatten.

Das Beispiel der Haupstadt wirkte schnell auf alle Provinzen Frankreichs. Allenthalben wurden die alten Obrigkeiten abgesezt; die adelichen Schlösser durchsucht, geplündert und an vielen Orten verbrannt. Freilich begieng das Volk, wie es sich leicht vorher vermuthen ließ, hiebei die grösten Ausschweifungen. Von boshaften und räuberischen Menschen irre geführt, wurde hie und da durch Raub und Brand Elend genug angerichtet; an manchen Orten wurden die Archive zerstört, die Waldungen verwüstet, und die gesezmäßigsten Abgaben verweigert. Die Nationalversammlung suchte zwar diesem Unwesen durch scharfe Dekrete zu steuern, aber diese blieben kraftlos. Endlich griffen alle Bürger zu den Waffen, und formierten sich in Compagnien, Bataillions und Regimenter, so, daß in kurzer Zeit drei Millionen Bürger bewaffnet, und mit der dreifarbigen Kökarde gezieret, für die allgemeine Ruhe und Sicherheit wachten. Diese Einrichtung verfehlte ihren Zweck nicht; jene empörenden Auftritte wurden immer seltener; noch mehr aber wirkten die Schlüsse der Natio-

nalversammlung, in der ewig merkwürdigen **Nacht vom vierten August**, auf die Ruhe des Volks.

Die Reichsversammlung war damals eben beschäftiget, ein Gesetz zu entwerffen, welches alle Bürger zur Beobachtnng der Ordnung und zu Bezahlung der gesetzmäßigen Abgaben verpflichten sollte, als ein Deputirter vom Adel die Bemerkung machte: daß alle Dekrete gegen aufrührische Bewegungen fruchtlos seyen, wenn man nicht die Ursache derselben zu heben suche; und diese läge in den ungerechten Abgaben. Die Versammlung, sagte er, solle zuerst das Volk durch Wohlthaten erfreuen, und sich selbst dadurch ein Gewicht verschaffen, alsdann würde der Gehorsam gegen die Gesetze von selbst folgen. Zu dem Ende schlug er vor zu dekretieren: daß alle Abgaben nach einem gleichen Maaßstab vertheilt werden, daß die Lehnsrechte loskäuflich, und die persönliche Dienstbarkeit ohne Loskaufung abgeschaft seyn sollte. Die Wahrheit dieser Vorstellung leuchtete der ganzen Versammlung in die Augen obiger Vorschlag zu einem Dekret wurde sogleich angenommen. Adel und Geistlichkeit wetteiferten mit einander, die ersten und grösten Aufopferungen zu bringen. Jagdrecht, Fischerei, Kaninchengehäge, Taubenhäuser, und andere, den Landmann drückende Vorzüge der hö-

hern Stände, wurden abgeschaft. (*) Besitzer von Lehngütern erkannten die Nothwendigkeit der Loskaufung der, den Landmann drückenden Lehnrechte, und bewilligten dieselbe, Bischöffe und Domherren, die öfters die Einkünfte von mehrern Pfründen bezogen, erklärten sich, daß sie künftig mit einer Pfründe sich begnügen wollten; auch selbst die Pfarrer, deren Einkommen großentheils sehr mäßig war, thaten Verzicht auf die Sporteln bei Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen; endlich drängten sich auch die Deputierten der ständischen Provinzen und der privilegierten Städte, von denen Straßburg eine der vorzüglichsten war, an den Schreibtisch, und äußerten den Wunsch, daß von nun an **alle Privilegien aufgehoben**; daß künftig keine Provinzen mehr, sondern nur ein Reich, **eine** Nation, **eine Familie mit gleichen Rechten** seyn sollte!

Es ist merkwürdig, daß die Geistlichkeit und der Adel, selbst den Anfang machten, ihre wesendlichsten Vorzüge dem allgemeinen Wohl auf-

(*) Aber nicht aus Patriotismus, sondern aus Bosheit. Der Adel konnte es der Geistlichkeit nicht vergessen, daß sie ihn durch ihre Vereinigung mit den Deputierten des Bürgerstandes gezwungen, ein gleiches zu thun, wodurch er die gehoften Früchte seines langen Widerstrebens verloren hatte.

zuopfern. Geschahe dieß wohl aus reinem, aufrichtigem Herzen; aus innigster Uiberzeugung der Billigkeit und des Rechts? Oder war es schalkhafte Politik? Wollte man etwa nur das aufgebrachte Volk durch diese anscheinenden Wohlthaten besänftigen — blenden? Hatten diese Herren vielleicht bloß die Absicht, durch diese großmüthigen Aufopferungen, die sie ja, wenn die Gährung vorüber ist, mit reichem Ersatz wieder zurücke nehmen konnten, den gänzlichen Umsturz ihrer Privilegien und Würden, den Ruin ihrer Güter abzuwenden? Das vorhergehende Betragen der höhern Stände so wie ihr fortdauerndes Einverständnis mit dem verrätherischen Hof und den ausgewanderten Prinzen macht es jedem unbefangenen Leser leicht, ihr großmüthiges Betragen in der Nacht des vierten Augusts nach seinem innern Werth zu schätzen.

Ihre Absichten mochten inzwischen seyn welche sie wollten, so gaben doch die darauf erfolgten Schlüsse der Verfassung Frankreichs eine ganz veränderte Gestalt, und wurden Grundlage der neuen Constitution, durch welche der **Unterscheid der Stände ganz abgeschaft, und die Gleichheit der Rechte und Pflichten Aller einge-**

führt wurde. So beförderten sie durch ihre schalkhafte Politik gerade das, was sie durch dieselbe abzuwenden suchten, nemlich den Verlust ihrer Privilegien, Würden und Reichthümer. Wer siehet hier nicht die unsichtbar wirkende Hand der alles regierenden Vorsehung!

Die Urkunde, welche das ganze Lehnwesen aufhebt, wurde sogleich ausgefertiget und in die Provinzen versandt, wo sie sehr ungleiche Wirkungen hervorbrachte. Das Volk staunte über die Menge der Wohlthaten, welche die Nationalversammlung in einer Nacht über ganz Frankreich verbreitet hatte, und seine Freude war unbeschreiblich: aber ganz anders dachte die Geistlichkeit und der Adel in den Provinzen; indem eben dieses Lehnwesen die Quelle ihrer Reichthümer und ihres Ansehens war. Straßburgs Bürger nahmen an der allgemeinen Freude und an der Gerechtigkeit der Sache selbst den wärmsten Antheil; da im Gegentheil der Magistrat, wie wir bald hören werden, sich gewaltig dagegen sträubte, weil er wohl sahe, daß seine Reichsstädtische Herrlichkeit nun bald aufhören würde.

Fortsetzung der Geschichte Straßburgs, in dem Revolutions-Jahr 1789.

Um den Faden der Geschichte unserer Vaterstadt da wieder anzuknüpfen wo wir ihn abgebrochen haben, müßen wir bis auf den Monat April zurücke gehen, da unsere Deputierten nach Versailles abreiseten. Wir erinnern uns, daß zu Ausgleichung der Beschwerden der Bürgerschaft über den Magistrat zu beiden Theilen eine Kommission von sieben Männern niedergesezt wurde, die an einer Vereinigung des Raths und der Bürgerschaft arbeiten sollte. Dieß geschahe auch wirklich, und diese Unterhandlungen dauerten beinahe drei Monate; aber am Ende ließ der Magistrat sich dünken, daß er der Bürgerschaft fast zu viel eingeräumt habe: diese hingegen war unzufrieden, daß er so steif und vest die alten Misbräuche beizubehalten trachte, und der Bürgerschaft ihre alten unverjährbaren Rechte rauben wolle. Solchergestalt waren die Unterhandlungen ganz unfruchtbar. Die Herren des beständigen Regiments, die vermöge ihrer Abstammung aus gewissen Familien,

geborne Fünfzehner, Dreizehner und Einundzwanziger waren, folglich von der Wiege her an das Herrschen gewöhnt, wollten sich von den Bürgern nichts vorschreiben lassen: und diese, durch den herrlichen Sieg der Deputierten des Bürgerstandes über den Hof, die Geistlichkeit und den Adel aufgemuntert, und durch das Beispiel der Pariser angefeuert, redeten nun in einer ganz andern Sprache mit ihrem Magistrat, und wollten von ihren Forderungen, wie sie im Beschwerdenheft enthalten sind, gar nichts nachgeben.

Diese Unbiegsamkeit zu beiden Theilen vermehrte den Haß der einen Parthei gegen die Andere, und verursachte, wie wir bald hören werden, Auftritte, deren Andenken jezt noch jedem guten Bürger das Herze zerschneidet; Auftritte, die der Geschichtschreiber, der selbst mit ein Augenzeuge war, wohl erzählen kann, so wie er es sahe und hörte, aber die, zum Theil, verborgenen Führer dieses rebellischen Hauffens, die geheimen Absichten dieser Männer, die Federn die sie springen liessen, um ihren Zweck zu erreichen, sind wenigstens dem Verfasser dieser Schrift, aller Nachforschung

ungeachtet, größtentheils unbekannt geblieben. So viel ist indessen zuverläßig gewiß, daß **die Plünderung und Verheerung des Rathhaußes**, von der ich rede, hauptsächlich dem Verräther **Klinglin**, damals Königsleutenant, und von den Schirmern erwählter Repräsentant der Bürgerschaft mit einigen andern Großen der Stadt zuzuschreiben ist. Es gab mehrere Personen die das Projekt wußten ehe es ausgeführt wurde. Vielleicht wird die Zukunft noch manches enthüllen das jezt noch dunkel ist.

Dritter Zeitraum
der
Vaterländischen Geschichte.

Straßburgs Schicksale während der französischen Revolution,

Zwote Abtheilung.
von den Jahren 1789 und 1790.

Revolutions-Geschichte der Stadt Straßburg.

Zerstörung und Plünderung des Rathhaußes den 21 Julius 1789.

Es ist sehr befremdend, daß von der merkwürdigen Geschichte dieses Tages keine Acktenmäßige Erzählung vorhanden ist. Die Protokolle schweigen ganz davon, und die Abschrift des Briefs, den man an unsere Deputierten desfalls geschrieben, um ihn der National-Versammlung vorzulegen, ist auf dem Archiv auch nicht zu finden. Ich kann also bei dieser Erzählung keine Ackten-Stücke, aber doch höchst glaubwürdige Nachrichten liefern, weil der Verfasser so wohl als alle Bewohner Straßburgs Augen- und Ohren-Zeugen dieser leidigen Geschichte gewesen sind.

Montags, den zwanzigsten Juli, kamen mehrere Metzger vor die Rathsstube, und be-

gehrten mit Nachdruck: daß der Accis abgeschafft, und das ganze Beschwerdenheft, ohne Ausnahme und Bedingung, angenommen werden sollte. Man gab ihnen gute Worte, und machte ihnen Hoffnung, daß ihr Verlangen erfüllt werden würde; und damit giengen sie ruhig fort.

Nachmittag um 2 Uhr versammelten sich die 14 Kommissariën in der **Dreizehnstube**, um die lezte Hand an die Ausgleichung des Beschwerdenhefts zu legen; auch der Magißrat und die Repräsentanten auf der Zunft zum Spiegel hatten sich versammelt. Aber eine große Menge Volks strömte zugleich von allen Seiten dem Rathhause zu, welches dasselbe auf zwo Seiten umgab. Unter diesem Hauffen sahe man auch viele fremde Handwerksgesellen mit Hämmern, Aexten und Sägen bewaffnet. Die guten Bürger standen von ferne, und sahen mit schwerem Herzen zu, was aus der Sache werden würde. Das Militär zog auf und umgab das Rathhauß, Gewaltthätigkeiten zu verhindern; das Volk aber tobte, fluchte und drohte entsezlich; es verlangte die unbedingte Annahme und Erfüllung aller Punkte des Beschwerdenhefts, von Seiten des Magistrats. Auf dem Spiegel sahe man selten einen andern von den Repräsentanten am Fenster als **Klinglin**, der sich das Ansehn

gab, als ob er den tobenden Hauffen stillen und beruhigen wollte. Dazu bediente er sich immer der süßen Ausdrücke: „**Kinder, lieben** „**Kinder**, habt Geduld, seid ruhig, es wird „gut gehen, Kinder! verlaßt euch auf mich!“ u. s. w. dieß that er aber nur bis auf einen gewissen Zeitpunkt, hernach redete er in einem andern Tone.

Abends um 5 Uhr fieng das Raubgieriege Gesindel an, mit Erdäpfeln, die sie den Gartners-Weibern wegnahmen, und mit Steinen die Fenster des Rathhaußes einzuwerffen. Das Militär stand rings um das Rathhauß und ließ es ruhig geschehn, so wie auch **Klinglin**, der Chef der Truppen, zu allem stille schwieg. Einige gute Bürger wagten es, bloß durch die Vorstellung: daß wir ja unser Eigenthum verderbeten, und daß wir selbst das Verderbte wieder müßten machen lassen, dem Uibel Einhalt zu thun: aber sie wurden nur ausgezischt. Die versammelten Kommissarien in der XIII Stube, mußten, dem Steinregen zu entfliehen, sich auf den Spiegel begeben; sie übergaben zugleich den Repräsentanten die lezte Erklärung des Magistrats, welche aber diese nicht annahmen, sondern erklärten: „Sie wüßten ganz gewiß, daß das, das „Rathhauß umgebende Volk durchaus verlange, „daß das ganze Beschwerdenheft ohne Ausnah-

„me angenommen, und der Accis und Oktroi „heute noch abgeschaft werden müßte, widrigen„falls das Volk bereit sei, das Rathhauß samt „dem Magistrat, ohne auch der Repräsentanten „zu verschonen, mit Mord und Brand zu Grun„de zu richten. Und daß das Volk geäußert, „daß die Garnison ihme versprochen, nichts ge„gen das Volk zu unternehmen; daß sie alle „Verheerungen, dem etwaigen Befehl ihres Chefs „ungeachtet, ruhig und unbeweglich zulassen „wollte. Der Magistrat habe zu lange gewar„tet; es seie jezt am Volk Gesetze zu machen, „und sich selbst Recht zu verschaffen. (*) In „dieser beklemmenden Lage erwarten nun sie, „die Repräsentanten, ob ein löblicher Magistrat „dem Ansinnen des Volks Gehör geben wollte. „Sie verlangen anbei: daß dieses zu erwarten„de Dekret von allen anwesenden Gliedern so„gleich unterschrieben, von dem königlichen Com„missär und regierenden Ammeister ihnen einge„händigt, und den folgenden Morgen von dem „sämtlichen Magistrat nochmals unterzeichnet „werden mögte."

(*) Wer war dieß Volk, das so empörende Reden führte? War es die Masse der Bürger Straßburgs? O, gewiß nicht! diese hat immer mit Ruhe, mit Uiberlegung, mit Würde sich betragen! die Geschichte selbst wird dem Wahrheitliebenden Leser diese Frage überzeugend beantworten.

Diesem Bericht zufolge, und dem bevorstehenden Unglück vorzubeugen, wurde dieses Begehren, abends um 6 Uhr pünktlich gewährt, und von dem königlichen Commissär und regierenden Ammeister den Repräsentanten eingehändiget; von diesen hierauf dem versammelten Volk, unter dem Schall der Trompeten, und Paucken mit großem Jubelgeschrei verlesen und bekannt gemacht; worauf das Volk ruhig auseinander gieng.

Den nemlichen Abend verfügten sich mehrere gute Bürger zu dem Marschall, Grafen von **Rochambeau** und baten um Erlaubnis, daß die Bürgerschaft sich bewaffnen, und Patrouillen und Wachten beziehen dörfe, um allen fernern Ausschweifungen des unruhigen Hauffens vorzubeugen: aber es wurde ihnen nicht erlaubt.

Dienstags, den 21 Julius frühe versammelte sich der Magistrat, um das gestrige Dekret nochmals zu bestätigen, welches auch wirklich, zur Zufriedenheit der Repräsentanten geschahe. Nichts destoweniger verbreitete sich gegen Mittag ein dunkles Gerüchte: der Magistrat habe seiu gestriges Wort zurückgenommen; Accis und Octroi würde bleiben, folglich sei keine Hoffnung, daß Brod und Fleisch wohlfeiler werden würden. Dieß empörte aufs neue die brausen-

den Köpfe, und was gestern nicht geschehen konnte, wurde auf heute von dem gereizten Volk ausgeführt.

Um drei Uhr fieng der Zusammenlauf des Volks wieder an. Handwerker verliessen, mit Hammer oder Brecheisen in der Hand, ihre Werkstätten, Taglöhner ihre Arbeit, und liefen dem Platz vor dem Rathhause zu. Zimmer- und Maurersgesellen, die außerhalb der Stadt arbeiteten, wußten die Stunde des Auflaufs; und machten um drei Uhr ihre Werkzeuge zusammen, ließen die Arbeit liegen, und eilten dem Versammlungsort zu; ohne den Bauherren zu sagen, was sie vorhätten, oder wohin sie giengen.

Umsonst, daß der Magistrat die Menge versichern ließ, daß alles was gestern und heute unterschrieben und besiegelt worden sei, heilig gehalten, und daß auch Brod und Fleisch wohlfeiler werden sollten, man achtete nicht darauf, fluchte und schalt, und ein Steinregen zerschmetterte die noch übrigen Fenster. Die gegenwärtigen Magistratspersonen entflohen wie sie konnten; einige aber wurden mishandelt.

Unterdessen wurde der General-Marsch geschlagen. Die ganze Garnison rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt waren starke Pikete

ausgestellt

ausgestellt, und häuffige Patrouillen durchstreiften die Straßen. Ein ganzes Regiment umzingelte das Rathhauß. Aber alle diese militärischen Anstalten hatten keineswegs die Absicht den rasenden Hauffen auseinander zu treiben, und Ruhe und Ordnung zu erhalten; denn dazu wäre eine Patrouille von 20 bis 30 Mann hinreichend gewesen: **sondern die projectirte Plünderung des Rathhauses zu decken, und gute Bürger zurücke zu halten, daß sie sich ja nicht gelüsten ließen dieselbe zu hintertreiben**, welches ohne diese Vorkehrungen gewiß würde geschehen seyn, dieß nur war die Ursache, warum die ganze Garnison unter den Waffen stand.

Im Angesicht der Generalität und der Soldaten legten raubbegierige Hände die Sturmleitern an die zerschmetterten Fenster des Rathhauses, auf denen Tausende hinauf kletterten. **Klinglin**, der ehrliche Mann, und Bürgerfreund, (wie ihn das betrogene Volk damals nannte) rief ihnen noch zu: **Kinder, macht was ihr wollt, nur sengt und brennt nicht!!** Das ist doch noch ehrlich genug, für einen solchen Mann, der bald darauf ein Verräther am Vaterland wurde, und jezt seines Herzens Freude haben würde, wenn er ganz Frankreich mit Mord Raub und Brand verwüsten könnte.

Nun wurden alle Thüren gesprengt, selbst die eisernen Thüren an den Gewölbern des Archivs; und jezt drang der ganze Schwarm hinein, und zerstreute sich in dem weitläufigen Gebäude. Am ersten erbrach man die Kassen und raubte das Geld. Aus der Kasse des Ohmgelds allein, wurden zehn tausend Livr. entwendet. Dann fieng man an die schönen Spiegel, Tafeln Gemälde, Tische, Stühle, Polstersitze und alle Mobilien zu zerschmettern, und zu verderben. Kleinere Stücke wurden gleichwohl verschont, da nahm ein jeder was ihm beliebte, und trug es als eine gute Beute, ohne Scheu, nach Hause; kam wieder um noch mehreres zu holen; und als nichts mehr zu holen war, zerrießen und zerschnitten sie mit ihren ruchlosen Händen alle Schriften, Bücher und Papiere in allen Stuben, und warffen ganze Päcke zu den Fenstern hinaus. Der Gartners Markt und ein Theil der Schlossergasse lag Fuß hoch voller zerrissener Papiere und Schriften im Koth. Und dieß ist der gröste Schaden den diese Rotte anrichtete. Alles andere wäre zu ersetzen gewesen, aber was da verloren gegangen und verderbt worden ist, ist unersezlich. Die Stadt-Kanzlei und das Archiv haben am meisten gelitten; und hätte nicht ein Prinz von Hessen-Darmstadt es noch mit Gewalt verhindert, so wäre die Contract-Stube auch zu Grunde gerichtet worden. Man

sammelte nachher alle diese Papiere, bis auf die kleinsten Stückchen, so viel man derer bekommen konnte, nnd suchte sie, so viel möglich, wieder zusammen zu fügen. Mit dieser außerordentlich schweren und verdrießlichen Arbeit brachten die Archivarien ganzer fünf Jahre zu; nichtsdestoweniger blieben hie und da noch große Lücken in den Protokollen, und sehr vieles ist unwiederbringlich verloren.

Unterdessen als der große Hauffe mit Vernichtung aller Stadt-Urkunden beschäftiget war, hatten die Maurer- und Zimmer-Gesellen das Dach abgeworffen, und andere drangen in die unter dem Rathhauß befindliche Stadt-Kellerei; schlugen die Faßböden ein, so weit sie reichen konnten, bis der Boden des Kellers drei bis vier Fuß hoch mit Wein überschwemmet ward. Dann gieng es an ein Sauffen, wodurch die mehresten noch toller und rasender wurden; andere füllten Fässer, Bütten und dergleichen Gefässe, und trugen den Wein nach Hause. **Ein tausend und drei hundert Ohmen**, gröstentheils **alter rother Wein**, gieng auf solche Art zu Grunde. Und das thaten sie alles ganz frei und ungestört, während die Garnison noch immer unter dem Gewehre stand. Und damit sie ihre Bubenstücke auch bei Nacht ungehindert fortsetzen könnten, so wurden alle Straßen erleuchtet, wie es sonst

nur zur Winterszeit zu geschehen pflegt. Zulezt, um ihre Verwüstung vollkommen zu machen, drang auch ein Hauffe dieser Unsinnigen in den obrigkeitlichen Marstall; zerschlug und zertrümmerte alle Stadt-Kutschen und alles Pferdgeschirr. Nach und nach zerstreute sich endlich die Menge, und der übrige Theil der Nacht gieng ruhig vorbei.

Um die Geschichte der folgenden Tage nicht zu unterbrechen, so muß ich vorher noch anmerken: daß der **Abbe Klinglin**, Bruder des Kommandanten, den andern Tag auf das Archiv kam, und sagte: „**Wenn die Proces-Akten** „**seines Vaters noch vorhanden wären, so** „**möchte man ihm dieselbe ausliefern.**„ Die Wahrheit dieser Anekdote gründet sich auf die Aussage eben des damaligen Archivarius, der dem Abbe zur Antwort gab: „Er wisse nicht, „ob diese Akten noch bei dem Archiv befindlich „seien oder nicht: sie aber ihme auszuliefern, „seie ihm in jedem Fall unmöglich; er solle sich „desfalls an den Magistrat wenden.„ Hiemit hätten wir also einen Schlüssel zu dem Geheimniß, warum die Zerstörung des Archivs und aller Stadt-Akten mit zu dem Plan der Plünderung des Rathhaußes gezogen worden ist. Ich vermuthe freilich auch, daß er und andere Große der Stadt noch mehrere Absichten dabei haben

mochten, als z. E. die Vertilgung unserer Privilegien und Statuten. Denn es ist ja nicht zu läugnen, daß unsere ehemalige Reichsstädtische Verfassung dem Hof und seinen Trabanten ein Dorn im Auge seyn mußte: Aber dem Herrn Baron von Klinglin war es vornemlich um die Ehre seines hochadelichen Haußes zu thun, welches durch jene Proceß-Akten, deren Vertilgung er so sehnlich wünschte, auf ewige Zeiten erschröcklich gebrandmarkt ist.

Nach geschehener Verheerung erhielten nun die Bürger, nicht nur Erlaubniß, sondern Befehl, sich zu bewaffnen. Mittwochs den 22ten Julius durchstreiften eine Menge Bürger-Patrouillen die Straßen der Stadt, und drangen in die Häuser derjenigen, von denen man wußte, daß sie bey der allgemeinen Plünderung Geld und andere Sachen entwendet hätten, oder Anführer der Andern gewesen waren. Man hatte über diese Sache ziemlich Licht bekommen; einige kluge, rechtschaffene Bürger hatten sich mitten unter den stürmenden Hauffen gemischt; nicht um zu stehlen, sondern in der Absicht, zum Besten Gemeiner Stadt zu thun was sie könnten. Zu dem Ende nahmen sie selbst Geld und andere Sachen von Wichtigkeit, so viel sie bekommen konnten und trugen es nach Hause, um es jenen räuberischen Händen zu entziehen. Diese patriotischen Bürger faßten nun die Leute ins Auge, die bei der Plünderung am geschäftigsten wären, oder am meisten entwendet hatten, und zeigten es an!

Da war es eine Freude, zu sehen, wie die Bürger-Patrouillen die verführten und betrogenen Leute, die jezt von ihren Verführern ganz verlassen waren, mit den entwendeten Sachen unter dem Arm, nach einander daher brachten. Es zeigte sich aber auch, daß gleichwohl einige Bürger von guten Familien, von denen man es nicht vermuthet hätte, bei diesem Aufruhr außerordentlich geschäftig, ja sogar Anführer des großen Hauffens gewesen waren, welches ihre Familien und die ganze Bürgerschaft sehr betrübte. Sechs und zwanzig tausend Livres an Geld, und viele andere Sachen kamen wieder zurücke: aber der, bei dieser Plünderung erlittene Schaden, belief sich doch noch über 60,000 Livres.

Der Magistrat hielt jezt seine Sitzungen in dem großen Gebäude an dem Paradeplatz, auf welchem leztern auch zugleich der Galgen, zum Schrecken der Aufrührer, aufgeschlagen ward. Der erste Missethäter, der überwiesen und selbst geständig war, daß er die bei ihm gefundenen 66 Louisd'or in Gold, von den auf dem Rathhauß hinterlegten Geldern entwendet habe, war ein lediger Zimmer-Gesell von Mainz gebürtig. Er war kaum vier Wochen in Straßburg gewesen, und hatte in dieser kurzen Zeit viermal seinen Meister geändert. Er wurde den 23 Juli durch den Strang hingerichtet. Der Proceß der übrigen war ungleich verwickelter. Erst den 27ten wurde das Urtheil von vier hiesigen Bürgern, von denen oben gesagt worden ist, ausgesprochen. Einer von diesen ward zum Strang verurtheilt,

und die drei andern auf die Galeeren: allein die Bittschriften der Familien, und die Vorstellungen der Zünfte, zu denen diese Bürger gehörten, so wie die Furcht, daß hitzige Köpfe neue Unruhen anfangen möchten, bewogen die Richter, diese Urtheile, nach dem Wunsch der Zünfte, an unsere Deputierten nach Versailles zu schicken, um sie gehörigen Orts zu übergeben. Von daher sie hernach auch ihre Begnadigung erhielten.

Uiberhaupt gieng der Magistrat sehr glimpflich zu Werk. Das Stallgeld, Accis und Oktroi wurde nun wirklich nicht mehr erhoben, obgleich dadurch die Einnahme der Stadt um 300,000 Livres verringert wurde. Dagegen wurde der Fleisch- und Brod-Tax vermindert. Das Rindfleisch von 7 auf 8 Sou; aber den Metzgern gab man aus der Stadt-Kasse von jedem Ochsen 12 Liv. 8 Sou als Entschädigung. Den Beckern taxierte man das Brod von 14 auf 12 Sou, gab ihnen aber auf jedes Fürtel Mehl 2 Liv. Schadloshaltung. Allein diese Erleichterung dauerte nur 7 Tage. In dieser Zeit wurden 6,383, $\frac{1}{2}$ Fürtel verbacken, und die Vergütung kostete die gemeine Kasse in einer Wochen 12,767 Livres. Dieß konnte die Gemein-Kasse nicht ertragen; beides wurde daher wieder auf den vorigen Preiß gesezt, und das Volk blieb ruhig.

Um die innerliche Ruhe der Stadt für immer zu sichern, wurde von den Repräsentanten ein Ausschuß niedergesezt, welcher die Bürgerwachen regulierte, und seine Sitzungen Tag und Nacht ununterbrochen fortsezte.

Das verheerte Gebäude des Rathhaußes wurde nun wieder ausgebessert und eingerichtet; und diese Ausbesserung kostete zehn tausend Livres.

Nun sollte billig auch von den aufrührerischen Bewegungen, die in sehr vielen Ortschaften auf dem Lande ausgebrochen sind, einiger Bericht ertheilt werden. Denn gleich wie das Beispiel der Hauptstadt auf alle großen Städte Frankreichs einen mächtigen Einfluß hatte: so bewirkte auch das Exempel Straßburgs ähnliche Auftritte in dem ganzen ehmaligen Elsaße. Beinahe in allen Städten, Flecken und Dörfern entstanden aufrührische Bewegungen: weil es aber eines Theils an sichern und ausführlichen Nachrichten fehlet, andern Theils die Geschichte allzuweitläufig würde, so übergehn wir diese kleinen Aufläufe, und fahren in der Geschichte Straßburgs ununterbrochen fort.

Den 11 August kamen zwei gleichlautende Schreiben von unsern Deputierten aus Versailles; eines an den Magistrat, das andere an die Repräsentanten, in welchen sie die großen Begebenheiten des **vierten Augusts** erzählten, und den merkwürdigen Reichsschluß, von Aufhebung aller Privilegien und aller Lehenrechte berichteten. Dem Magistrat konnte dieser Reichsschluß unmöglich angenehm seyn: es war nun entschieden, daß unsere Reichsstädtische Verfassung bald aufhören müße, und daß folglich auch die Herrlichkeit der damaligen Magistratspersonen ihrem Ende nahe sey. Bei den Repräsentanten hingegen, so wie bei der ganzen Bürgerschaft, er-

wekte er große Freude und ein unumschränktes Zutrauen in die Schlüsse der Nationalversammlung.

Durch den schönen Gang ihrer Arbeiten dreiste gemacht, verlangten nun die Repräsentanten die **gänzliche Abschaffung** der so verhaßten **Fünfzehn-Kammer.** Zu dem Ende wurden alle Bürger auf ihren Zünften zusammen berufen, um über diese Sache zu berathschlagen; und alle 20 Zünfte, nur eine ausgenommen, stimmten für ihre gänzliche Aufhebung. Allein die Herren des beständigen Regiments kamen diesem Schlag zuvor, und brachten der Bürgerschaft ein Opfer, welches ihr unter den obwaltenden Umständen außerordentlich angenehm war. Alle drei Kammern, legten nemlich den zwölften Aug. ihre obrigkeitlichen Aemter und Würden freiwillig nieder, und auf ihre Einladung thaten die Rathsherren ein gleiches; das Kollegium der 300 Schöffen wurde auch aufgefordert, dem Beispiel des Magistrats zu folgen, und ihre Stellen, aus Liebe zum allgemeinen Wohl niederzulegen: damit die gesammte Bürgerschaft ihre Obrigkeit ganz neu wählen und mit lauter solchen Personen besetzen könne, die ihr ganzes Zutrauen in vollem Maaße besitzen. Vielen von den Schöffen kam diese Verzichtleistung auf ihre Ehrenämter ungemein sauer an; sie mußten sich aber endlich doch auch dazu bequemen.

Dieser unerwartete Vorgang erwekte bei der Bürgerschaft eine lebhafte Freude. Gleich den folgenden Tag schritte man auf den Zünften zu einer neuen Schöffenwahl, und in zweien Ta-

gen war sie vollendet. Die, von der ganzen Bürgerschaft frei gewählten Schöffen traten nun, als die anerkannten Repräsentanten der Gemeine, in ihre ursprünglichen Rechte ein; die bisherigen 126 Repräsentanten hingegen übergaben ihre Funktionen in die Hände des neuen Schöffen-Kollegiums. Nun war das Ruder der Regierung ganz in den Händen der Schöffen. Sie versammelten sich täglich auf dem Spiegel, und waren nun zuförderst bemüht, die obrigkeitlichen Aemter wieder zu besetzen, und die zu verbeßernde Regierungsform der Stadt dem Wunsch der Bürger, und dem Geiste der in der Nationalversammlung herrschte, näher zu bringen, und gleichwohl die uralte, Reichsstädtische Konstitution beizubehalten.

Die Schöffenversammlung wählte also aus ihrem Mittel die 20 Rathsherren, und diese wieder unter sich den regierenden Ammeister, und die zehn Konstoffler, welche aus Adelichen Familien genommen werden mußten; und zulezt noch aus jeder Zunft zwei Bürger als zugegebene Männer, die gewissermaßen den Magistrat bewachen, und allen Verhandlungen und Rechnungen, welche die Verwaltung betreffen, beiwohnen sollten. Alle diese Wahlen wurden in acht Tagen vollendet. Nun war noch die Eintheilung der verschiedenen Geschäfte in Departamente übrig. Hier suchte man vor allen Dingen die verhaßten Namen XIIIner XVner zu vermeiden; man gab also diesen oberſten Verwaltungsstellen die einfachen Namen: **Erste-Zweite-dritte-Kammer**, und so kam in wenigen Tagen die Besetzung aller obrigkeitli-

chen Aemter, nach den Wünschen der Bürger in dem Beschwerdenheft, zu Stande.

Die Bürgerschaft bezeugte nun bei allen Gelegenheiten ihre Zufriedenheit, ihre Liebe und Zutrauen gegen den neuen Magistrat: und dieser gab sich hinwiederum alle Mühe, das Wohl gemeiner Stadt aus allen Kräften zu befördern. Aus diesem gegenseitigen pflichtmäßigen Betragen entstand eine so schöne Harmonie zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft, als sie Straßburgs Bürger in Jahrhunderten nicht genossen hatten. Verdacht, Argwohn und Mistrauen, von Seiten der Bürgerschaft, waren verschwunden: und jene herrschsüchtige, auf den Bürger mit tiefer Verachtung herab blickende Amts-Mine mancher alten Magistrats-Personen ward an den Neuen auch nicht mehr zu sehen; obgleich gröstentheils dieselben Männer, welche vor der Revolution im Rath saßen, auch jezt die nämlichen Aemter bekleideten: sie hatten sich aber aus dem was geschehen war, eine sehr große Lehre genommen, und den Bürger besser schätzen gelernt.

Ohngefähr sieben Monate dauerte das Regiment dieses neuen und zugleich lezten Magistrats. Da nun in dieser Zeit nichts merkwürdiges mehr vorfiel, so habe ich meinen Lesern nur noch das sanfte Ende unserer uralten reichsstädtischen Konstitution mit wenigem zu erzählen.

Die National-Versammlung hatte unterdessen mit rastloser Thätigkeit an der neuen Konstitution gearbeitet; die Eintheilung des Reichs in Provinzen und Gouvernements aufgehoben, und eine

neue Eintheilung in Departemente, Distrikte und Kantone geschaffen; so verschwanden die Namen der Provinzen zugleich mit ihren Privilegien: Unser ehemaliges Elsaß wurde nun in das Ober- und Niederrheinische Departement, und diese wieder in sieben Distrikte eingetheilt. Auch hatte die Reichs-Versammlung bereits das weise und wohlthätige Dekret von Einrichtung des brüderlichen Municipal-Regiments an alle Gemeinden des Reichs versandt; und solchergestalt Einförmigkeit in der Regierungs- und Verwaltungs-Art, und Gleichheit, im Genuß gleicher Rechte und Freiheiten für alle Franken vestgesetzt.

Bei einer so schönen Uebereinstimmung aller Theile des Ganzen war es nun nicht möglich, daß eine einzige Stadt eine eigene und ganz verschiedene Verfassung haben sollte. Der Magistrat gab sich zwar alle Mühe, dieses jezt so unnütze und unschickliche Vorrecht zu erhalten: aber die Bürgerschaft sahe der neuen Einrichtung der Dinge mit Sehnsucht entgegen, und den 18 Merz 1790, als am Tage der feyerlichen Einsetzung der neuen Municipalität sahe sie ihre Wünsche erfüllt. Der Magistrat übergab seine obrigkeitliche Gewalt und Würden, auf eine feyerliche Weise in die Hände der neuen Municipalbeamten — und mit dieser festlichen Handlung, erreichte auch unsere, vor Alter grau gewordene reichsstädtische Konstitution ein ruhiges und ehrenvolles **Ende**!

Ende des vierten Bandes.

Nachschrift.

Hiemit hätte ich also, meinem Versprechen gemäß, die Geschichte Straßburgs und des ehmaligen Elsaßes von den Zeiten Julius Cäsars bis auf die, durch die französische Revolution veranlaßte Aufhebung unserer reichsstädtischen Verfassung, und aller damit verbundenen Rechte und Privilegien, in gedrängter Kürze, und gleichwohl mit einer gewissen Vollständigkeit, erzählt.

Mit dem süßen Bewußtseyn, eine nüzliche Arbeit vollendet zu haben, die, bei allen ihren Mängeln, meinen Mitbürgern und Zeitgenossen, so wie unsern spätesten Enkeln, gleichwohl eine lehrreiche Unterhaltung verschaffen wird, könnte ich nun meine Feder ruhig niederlegen: allein die erstaunend große Staatsumwälzung des französischen Reichs hat in Straßburg, wie in allen großen Städten Frankreichs, in wenig Jahren Begebenheiten und Auftritte bewirkt, die beinahe allen Glauben übersteigen, und wovon man in der Geschichte der Vorwelt Beispiele dieser Art vergebens suchen würde. Nun wünschen sehr viele meiner Mitbürger, daß die nemliche Hand, welche die Geschichte Straßburgs bis auf diesen Zeitpunkt beschrieben hat, auch noch diesen äußerst wichtigen Theil derselben bearbeiten, und also unsere Vaterländische Geschichte vollständig machen möchte.

Dieses Begehren ist sehr natürlich, und stimmt auch mit den Wünschen meines Herzens vollkommen überein. Ich kann mich also demselben um so weniger entziehen, da ich überdieß auch alle dahin einschlagende Aktenstücke sorgfältig gesammelt und bereits in Händen habe. Ich mache mich also hiemit anheischig, noch ein besonderes Bändgen herauszugeben, welches alle die außerordentlichen Begebenheiten bescheiden, aufrichtig und frei erzählen soll, die sich seit der Einsetzung der ersten Municipalität bis auf den nun bald zu hoffenden Frieden, zugetragen haben, oder sich noch zutragen werden, so fern mir Gott Leben und Kräfte bis dahin erhalten wird.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachschrift.

Die Zeit, wenn dieses Bändgen erscheinen soll, kann ich so wenig als die Bogenzahl und den Preiß desselben bestimmen: aber dieß verspreche ich, daß ich diese Arbeit sogleich anfangen, und ehe sie der Presse übergeben wird, den Liebhabern auf **Pränumeration** anbieten will. Ich werde demselben eine solche Einrichtung zu geben suchen, daß es als eine **Fortsetzung der Vaterländischen Geschichte** betrachtet, und zugleich als ein **besonderes Werkgen** angesehen und verkauft werden kann.

Uibrigens wünsche herzlich, daß meine geringe Arbeit zur allgemeinen Aufklärung und zur Beförderung bürgerlicher Tugenden recht vieles beitragen möchte!

Johannes Friese.

An die Buchbinder

Die Kupfer werden nach folgender Ordnung eingeheftet:

I. Band.

1. Silbermanns Portrait. Titelkupfer.
2. Heidnischer Altar, pag. 63.
3. Plan von den Erweiterungen der Stadt Straßburg, pag. 136.
4. Isaac Habrecht, pag, 223.

II. Band.

5. Jakob Sturm, Titelkupfer.
6. Johannes Gutenberg, pag. 63.
7. Speckle, Baumeister, pag. 311.
8. Johannes Sturm, pag. 325.

III. Band. 9. Markus Otto. Titelkupfer.

IV. Band. 10. Bildnis des Verfassers, als Titelkupfer.

Nota. Der Inhalt der einzelnen Hefte wird an jedem Band vornen zusammen angebunden.

Die Signatur der Bogen K und L im IV. Bande ist aus Versehen mit A und B. bezeichnet worden.

Bayerische Staatsbibliothek München

B S B MÜNCHEN

62
5
18277

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friese, Johannes,

Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg und des ehemaligen Elsaß
es Von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1791

Bd.: 4

Straßburg (1793)

Als. 214 h-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253246-2
VD18 90032969